



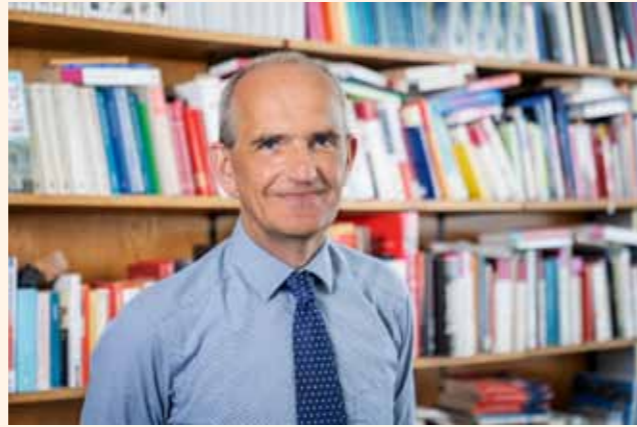
# WOJ 2/24

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus / West-Ost-  
Deutsch-osteuropäisches Forum / Journal

## Liebe Freunde des Gerhart-Hauptmann-Hauses, liebe Leserinnen und Leser,

Das Jahr 2024 geht zu Ende, ein Jahr, das ereignisreich war und – leider – nicht selten auch beklemmend. Der brutale russische Angriffskrieg gegen unsere Freunde und Partner in der um ihre und unsere Freiheit ringenden Ukraine dauert an. Er wird uns und unsere Bereitschaft, den solidarischen Worten noch mehr Taten folgen zu lassen, auch im kommenden Jahr 2025 weiter fordern, vielleicht sogar mehr denn je. Sorgen bereiten uns auch andere östliche Nachbar- und Partnerländer, etwa Georgien, das derzeit einen sehr unruhigen Herbst erlebt, in dem innere und äußere Kräfte den Versuch unternehmen, den Weg des Landes in die Europäische Union zu unterminieren, obwohl offenkundig eine Mehrheit der Bevölkerung diesen zu beschreiten wünscht. Vor ziemlich genau einem Jahr, im Dezember 2023, hat der EU-Gipfel Georgien den Status eines Beitrittskandidaten-Landes verliehen. Dass dort (wie auch anderwärts, so in Rumänien) seither die inneren Konflikte gezielt von außen umso mehr geschürt wurden und werden, sollte uns allen zu denken geben, auch weil wir hier in Deutschland in einen Bundestagswahlkampf eintreten, der verspricht, äußerst kontrovers geführt zu werden. Da sollte bei allem unvermeidlichen und legitimen Meinungsstreit über den besten Weg, die anstehenden schwerwiegenden Probleme zu lösen, immer wieder daran erinnert werden, dass unser Grundgesetz dieses Jahr 75 Jahre alt geworden ist.

Vielleicht haben wir dieses Erinnerungsdatum, angesichts mancher drängenden Sorgen, die unstrittig vorhanden sind, nicht ausreichend gefeiert. Daher möchte ich am Ende dieses Jahres noch einmal mit aller Entschiedenheit darauf hinweisen: Seit einem Dreivierteljahrhundert ist das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland die Grundlage unseres Staates, und ich persönlich zögere nicht, es als die beste Verfassung zu bezeichnen, die Deutschland je hatte. Eine Verfassung nämlich, die der demokratischen Mitbestimmung verlässlich breiten Raum gewährt und die zugleich die unbedingte Achtung der Grund- und Menschenrechte zur verbindlichen Richtschnur und Grenzlinie aller Politik macht. Ich durfte, anders als meine Eltern und Großeltern, anders als unsere Anverwandten in der vor 35 Jahren zusammengebrochenen DDR, mein ganzes Leben unter dem Schirm des Grundgesetzes zubringen. Welch ein Privileg!



Ich teile dieses Privileg mit allen Menschen hier in Deutschland, die jünger sind als eben diese 75 oder jene 35 Jahre – also wohl mit der Mehrheit der Mitlebenden. Wir sollten uns immer aufs Neue vergegenwärtigen, welchen Vorzug wir dadurch genießen. Die positive Erinnerung hieran gehört ebenso zum Ende dieses Jahres 2024 – und verpflichtet uns zugleich 2025 und darüber hinaus unser Teil dazu beizutragen, dass dieses Privileg auch den kommenden Generationen zuteilwird. Und überhaupt: Ich möchte dieses Jahr 2024 mit meiner diesjährigen Lieblingsperspektive abschließen:

*Der Zusammenfluss von Save (links) und Donau (rechts) von der Festung Kalemegdan aus, Belgrad, 11. September 2024.*



Im September 2024 hatte ich Gelegenheit, im Rahmen einer Studienreise des Gerhart-Hauptmann-Hauses die serbische Hauptstadt Belgrad zu besuchen. Für mich eine Premiere. Wer Belgrad mit seiner äußerst wechselhaften Geschichte kennenlernt, wird unfehlbar auch zur Festung Kalemegdan hinaufsteigen, denn dieser Ort spiegelt brennglasartig die Geschichte der dahinter liegenden Stadt. Schon im 3. vorchristlichen Jahrhundert gab es hier eine keltische Befestigungsanlage. Diese fiel im 1. vorchristlichen Jahrhundert in römische Hände; hier war dann zeitweilig eine ganze Legion stationiert, um die Grenze der Provinz Pannonia inferior und damit die Südostgrenze des Römischen Reiches zu sichern. Als dieses dann in der Zeit der sogenannten »Völkerwanderung« seit dem späten 4. Jahrhundert n. Chr. zerfiel, bemächtigten sich zeitweilig Goten und Hunnen des strategisch wichtigen Hügels, bis im 6. Jahrhundert das Byzantinische Reich diesen erobern und sichern konnte. Die byzantinische Besatzung musste im Jahrhundert danach vordringenden slawischen Völkerschaften weichen und wechselnde Herren setzten sich dort fest. Im späten 14. Jahrhundert wurde mit Stefan Lazarević (um 1377–1427) erstmals ein serbischer Machthaber dort namentlich fassbar, freilich wurde der Festungshügel bald in das ungarische Reich eingegliedert. Die ungarische Herrschaft indes endete seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als die ganze Region durch osmanische Truppen erobert wurde und fortan dem muslimischen Sultan in Istanbul unterstand. Seit 1521 lag beständig eine osmanische Besatzung in der Festung. Diese wurde nur für rund zwei Jahrzehnte vorübergehend verdrängt, als österreichische Truppen 1717 Belgrad und dessen Festung unter ihre Kontrolle brachten. Endgültig endete die osmanische Herrschaft dann erst im 19. Jahrhundert mit der schrittweise erkämpften Unabhängigkeit des sich herausbildenden serbischen Fürstentums bzw. Königreichs. Dadurch serbische Hauptstadt, wurde Belgrad mit der Entstehung Jugoslawiens nach dem Ersten Weltkrieg – in dessen Verlauf es von österreichischen bzw. deutschen Truppen besetzt wurde – die Hauptstadt des neu geschaffenen südslawischen Staates. Dessen militärische Zerschlagung durch NS-Deutschland und das faschistische Italien im Frühjahr 1941 bescherte der Stadt zunächst ein verheerendes, vor allem die ungeschützte Zivilbevölkerung treffendes Bombardement (06. April 1941) und dann erneut eine

überaus gewaltsame deutsche Besatzungszeit, bis im Oktober 1944 Josip Broz Titos (1892–1980) kommunistische Partisanen siegreich in die Stadt einzogen. Anschließend war Belgrad Hauptstadt der Volksrepublik Jugoslawien, nach deren Zerfall in den Kriegen zu Beginn der 1990er-Jahre wurde es wieder serbische Hauptstadt.

Wer also heute auf dem Kalemegdan steht, blickt hinab auf wahrlich viel Geschichte, eine Geschichte, die auch mit uns Deutschen, aber auch dem westlichen Europa insgesamt einiges gemein hat. Der Zusammenfluss von Save und Donau, dessen Bedeutsamkeit so viele Völkerschaften und Herrschaftsträger erkannt haben, bietet auch heute eine überaus wichtige Aussicht: Die von Südwesten zufließende Save, drittlängster und wasserreichster Nebenfluss der Donau, verbindet das serbische Belgrad mit Slowenien, Kroatien und Bosnien-Herzegowina. Die Donau durchfließt von Westen kommend Deutschland, Österreich, die Slowakei, Ungarn und Kroatien, bevor sie auf serbisches Gebiet gelangt und sich bei Belgrad mit der Save vereinigt. Sie setzt ihren Weg dann durch Rumänien und Bulgarien fort. Kurz vor ihrem Mündungsdelta nimmt die Donau an der Grenze zur Republik Moldawien noch den Pruth auf, der knapp der Save den Rang als deren zweitlängster Nebenfluss ablauft und schon einen weiten Weg hinter sich hat, unter anderem durch Düsseldorfs ukrainische Partnerstadt Czernowitz/Tscherniwzi. Schließlich verbindet die Donau kurz vor ihrem Eintritt in das Schwarze Meer Rumänien mit der Ukraine.

Die unter dem Kalemegdan-Hügel dahin strömenden Wassermassen haben also eine wahrhaft europäische Dimension. Und sie stehen für eine grandiose europäische Perspektive: Serbien, Bosnien-Herzegowina, die Republik Moldawien und die Ukraine stehen allesamt (seit 2012 bzw. 2022) auf der Liste der Beitrittskandidaten-Länder der Europäischen Union. Dieser gehören bereits alle anderen Donau-Länder an. Sobald der EU-Beitritt der vier genannten Kandidaten-Länder Realität wird, ist die Donau also vollständig ein Strom, der nur EU-Gebiet durchfließt – auf weit über 2.800 Kilometern Länge! Ja, gewiss, ich weiß: Bis es so weit sein wird, fließt noch sehr viel Wasser die Donau, die Save und den Pruth hinunter. Das wurde uns auch klar, als wir letztes Jahr in Sarajevo,

der Hauptstadt Bosnien-Herzegowinas, am Ufer der Miljacka standen, deren Wasser wir vom Kalemegdan aus gewissermaßen auch sehen, denn es gelangt über die Bosna in die Save. Welch langen Weg Bosnien-Herzegowina noch vor sich hat, mag im Reisebericht auf Seite 24 erahnbar werden. Und kürzer wird der Weg Serbiens, Moldawiens und der Ukraine kaum ausfallen. Viele Hürden im Innern und im Äußeren werden zu überwinden sein, keine Frage.

Aber die faszinierende und beglückende Zukunftsperspektive bleibt: Die Donau ist seit jeher ein Europa verbindender Strom, möge sie auch ein gemeinsames Band innerhalb der Europäischen Union werden!

Ein knappes Viertel der Gesamtlänge der Donau verläuft durch das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland. Das mag immerhin als Hinweis darauf gelten, dass uns Deutschen eine besondere Verantwortung für diesen Strom und auch seine Europa verbindende Funktion zukommt. Wir hier im Gerhart-Hauptmann-Haus wollen daher auch 2025 und darüber hin-

aus weiterhin dazu beitragen, dass wir hierzulande uns der historischen, kulturellen und geografischen Verbindungslinien mit unseren östlichen Nachbarn besser bewusst werden. Es ist gut und wichtig, dies vom Rhein aus zu tun, der unseren Blick von Natur aus von Süden nach Norden und in den Westen richtet. Denn im östlichen Europa fallen in der näheren Zukunft grundlegende Entscheidungen über die Zukunft ganz Europas, und zwar nicht nur in der Ukraine. In gewisser Weise wird entlang der Donau über die Tragfähigkeit und Anziehungskraft des Konzeptes eines freien, demokratischen und vielfältigen Europa entschieden werden. Dessen Erfolg wird uns nicht ohne unser Zutun in den Schoß fallen – wir sind vielmehr gefordert daran aktiv mitzuwirken. Wir wollen das tun. Helfen Sie uns dabei!

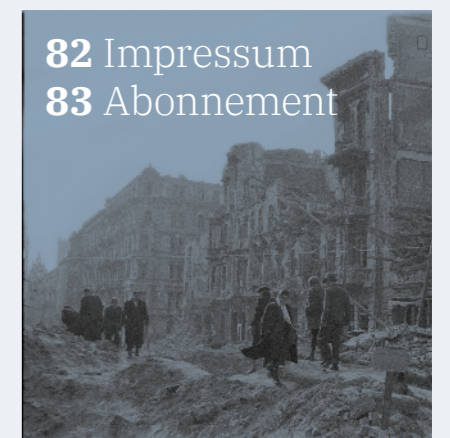
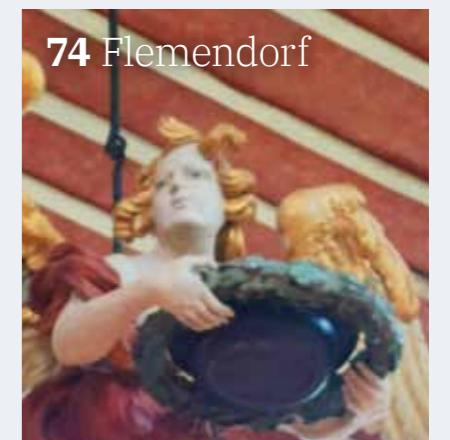
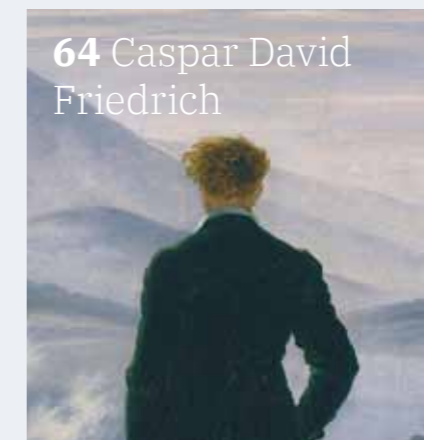
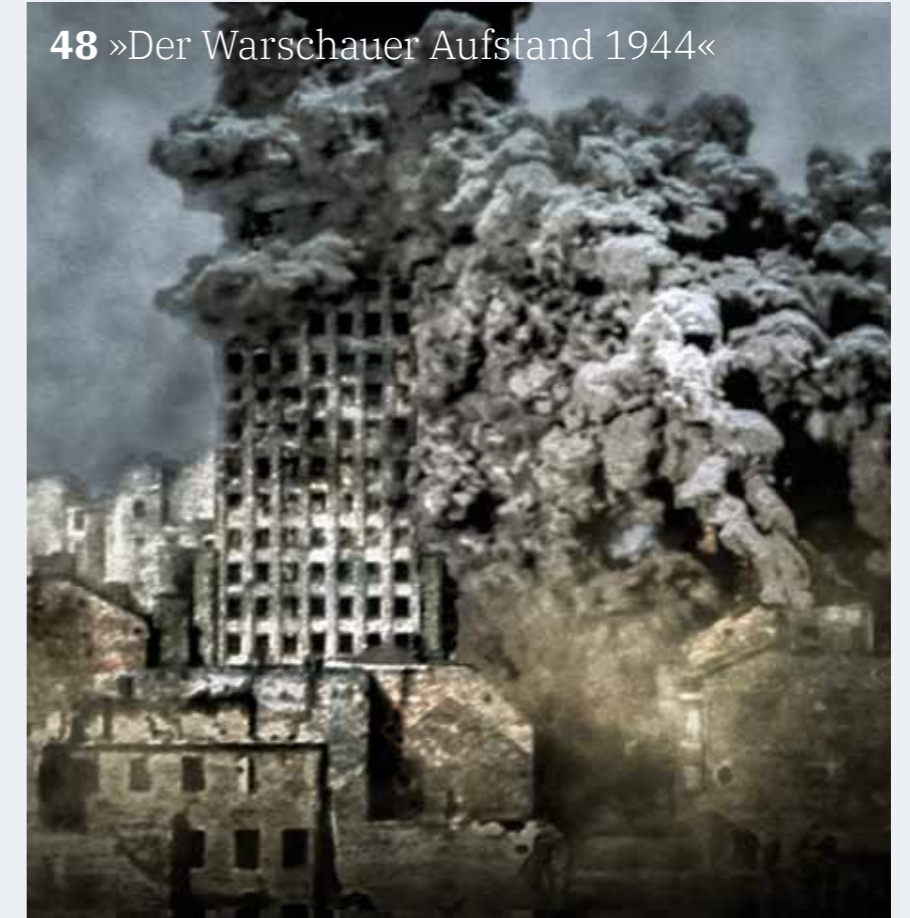
Mit allen guten Wünschen für 2025!

Ihr

*Ulrich Hele*



# WOJ 2/24



## Gerhart Hauptmann – Opportunist und Denkmal seiner selbst

VON DINA HORN

**Gerhart Hauptmann – der gefeierte Schriftsteller, Dichter und Dramatiker wurde 1862 in Schlesien geboren und starb 1946 in seiner Heimatprovinz. 1912 erhielt er den Nobelpreis für Literatur. Heute ist Gerhart Hauptmann Namenspatron zahlreicher Schulen, Stiftungen und anderer Einrichtungen. Auch unsere Stiftung trägt seit 1992 seinen Namen. Mehr als 600 nach ihm benannte Straßen und Plätze gibt es in Deutschland. Eine davon liegt im Düsseldorfer Stadtteil Mörsenbroich. Es ist eine der Straßen, deren Name bleibt, nachdem eine Kommission der Stadt Düsseldorf in den Jahren 2018 und 2019 eine ganze Reihe von Namensträgern auf ihre biografischen Belastungen hin überprüft hat. Gerhart Hauptmann wurde als unproblematisch und »historisch minderbelastet« klassifiziert.<sup>1</sup>**

Eine Reihe seiner bekanntesten Theaterstücke »Der Biberpelz«, »Fuhrmann Henschel«, »Michael Kramer«, »Bahnwärter Thiel«, »Die Ratten«, »Das Friedensfest«, »Einsame Menschen«, »Kollege Crampton« gehörten zum festen Repertoire der führenden Bühnen in Deutschland. Bis heute gilt der Nobelpreisträger als einer der bedeutendsten deutschen Dramatiker des Naturalismus. Er war der wichtigste Vertreter dieser Richtung, mehr noch: Hauptmann hat sie geschaffen und geprägt.<sup>2</sup> Seine Theaterstücke wie »Vor Sonnenaufgang« erregten große Aufmerksamkeit, auch wenn sie nicht immer unumstritten waren. Eines seiner international bekanntesten Werke, das Sozialdrama »Die Weber«, veranlasste Wilhelm II. nach der Uraufführung 1894, seine Loge im Deutschen Theater zu kündigen. Wer war dieser Schriftsteller, dessen Werk so polarisieren konnte?

<sup>1</sup> Abschlussbericht Beirat Überprüfung Düsseldorfer Straßen- und Platzbenennungen, 23.01.2020, [www.duesseldorf.de/stadtarchiv/aktuell/ausstellung1](http://www.duesseldorf.de/stadtarchiv/aktuell/ausstellung1) (15.10.2024)

<sup>2</sup> Reich-Ranicki, Marcel: Er dankte mit dem Hitler-Gruß, in: Frankfurter Allgemeine, 02.05.2008, [www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/fragen-sie-reich-ranicki/fragen-sie-reich-ranicki-er-dankte-mit-dem-hitler-gruss-1549646.html](http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/fragen-sie-reich-ranicki/fragen-sie-reich-ranicki-er-dankte-mit-dem-hitler-gruss-1549646.html) (15.02.2024)

Marie Thienemann und Gerhart Hauptmann, 1881 Wikipedia



Betrachtet man die Biografie, so drängt sich der Eindruck auf, dass der junge Gerhart seinerzeit von Eichendorffs Novelle »Aus dem Leben eines Taugenichts« beeindruckt und beeinflusst wurde, es zeigen sich einige Parallelen zwischen der literarischen Figur und dem Lebenslauf Hauptmanns: Im Grunde war er ein notorischer Abbrecher. Die Schule verließ er ohne Abschluss. Eine Landwirtschaftslehre brach er ebenso vorzeitig ab wie eine Bildhauerlehre an einer Kunstschule in Rom. Sein Werdegang weist zudem mehrere abgebrochene Studiengänge auf, darunter Literaturgeschichte und Philosophie. Der Künstler auf der Suche nach sich selbst – keine Beständigkeit, keine Bodenständigkeit. Nicht gerade ein Vorbild.

Seine erste Ehefrau, Marie Thienemann, bot ihm die nötigen finanziellen Voraussetzungen für seine Studien und die späteren literarischen Erfolge. Mit ihr war er von 1885 bis 1904 verheiratet. Hauptmanns Eltern machten wohl sprichwörtlich drei Kreuze, als er Marie ehelichte, denn nun mussten sie nicht weiter für ihren Sohn sorgen. Das tat die Bankiersfamilie Thienemann. Marie finanzierte ihm seine Bildungsreisen, darunter einen halbjährigen Aufenthalt in Rom, und kümmerte sich um die drei gemeinsamen Söhne. Ihr Erbe sicherte ihnen ein sorgenfreies Leben bis zu seinen ersten eigenen literarischen Erfolgen. Dass er knapp zehn Jahre später, 1893, eine Affäre mit der achtzehnjährigen Margarete Marschalk begann, empörte nicht nur Zeitgenossen. Zehn Jahre dauerte diese Beziehung, aus der sein vierter Sohn hervorging, bevor seine erste Ehefrau 1904 in die Scheidung einwilligte und er Margarete schließlich heiratete. Marie durchlebte Jahre der Demütigung und emotionaler Folter. Doch auch die erotische Spannung mit Margarete war anscheinend bereits bald dahin, denn 1905

Lovis Corinth, »Die Geigenspielerin«, 1900 (Ausschnitt); Abgebildet ist Margarete Hauptmann, geborene Marschalk Wikipedia



Ida Orloff im Filmdrama »Atlantis«, 1913 Wikipedia

ging er eine Liaison mit der sechzehnjährigen Schauspielerin Ida Orloff ein, die er als seine Muse pries. Dieser Liebesrausch vernebelte ihm so sehr die Sinne, dass er sogar daran dachte, den Wohnsitz seiner Familie, »Wiesenstein« in Agnetendorf zu verkaufen, um nach Berlin in die Nähe seiner Ida zu ziehen.<sup>3</sup> Aber Ida erwies sich ihm als sexuell »verdorben«, da sie schon recht jung ihre Erfahrungen gesammelt hatte.<sup>4</sup> Das konnte der Maestro nicht ertragen und so war Ida bald

<sup>3</sup> Sprengel, Peter: Gerhart Hauptmann. Bürgerlichkeit und großer Traum, München 2012, S. 375

<sup>4</sup> Vgl. ebd., S. 379

passé. Sie heiratete 1907 einen anderen, während Hauptmann sich wieder seiner zweiten Ehefrau zuwandte. Jetzt erlebte Margarete im Grunde dasselbe Schicksal wie ihre Vorgängerin. Immerhin blieb ihr die Scheidung erspart. Sie begleitete ihren Ehemann bis zu seinem Tod und sorgte dafür, dass sein literarisches Erbe und auch das Hab und Gut vom »Wiesenstein« gerettet und in die Sowjetzone gebracht werden konnte. Ihr ist auch die Beisetzung seines Leichnams auf Hiddensee 1946 zu verdanken.

**N**och während seiner Ehe mit Marie ließ Hauptmann die Villa »Wiesenstein« im schlesischen Riesengebirge für sich und Margarete – nun vom Geld, das er mit seinen Büchern verdiente – im Stil der Neorenaissance erbauen. Die »mystische Hülle seiner Seele«, wie Hauptmann das Anwesen bezeichnete, wurde von dem Berliner Architekten Hans Griesebach entworfen und kostete für damalige Verhältnisse eine Menge Geld. Der schlesische Maler Johannes Maximilian Avenarius (1887–1954) illustrierte nicht nur einige Bücher Hauptmanns, sondern schmückte auch die repräsentative Eingangshalle mit Wandgemälden. Neben zahlreichen Aufenthalten in Italien und auf Hiddensee verbrachte Hauptmann hier den größten Teil seines Lebens. Einerseits sah er sich Goethe ebenbürtig, andererseits inszenierte er sich als Fürst im Stil der italienischen Renaissance, was in der Ausgestaltung seiner Villa deutlich wurde. Neben »Wiesenstein« besaß er zusammen mit seinem Bruder ein Haus in Schreiberhau sowie das Haus »Seedorn« auf der Ostseeinsel Hiddensee. Hauptmann selbst bezeichnete diese Orte als »Gehäuse des

Genius« und nutzte sie als Bühnen seiner Selbstverherrlichung und Selbstinszenierung.<sup>5</sup> Wie der Weimarer Dichter Goethe war auch Hauptmann den Gaben des Bacchus sehr zugetan. Die Villa war beliebter Treffpunkt für Künstler aus der Umgebung und aus Berlin. Er war bekannt für seine Liberalität, seine Großzügigkeit und nicht zuletzt für seine verschwenderische Gastlichkeit, der er vor allem auf »Wiesenstein« mit stundenlangen Gelagen frönte. Wenn Hauptmann neues Personal einstellte, so wird überliefert, kam irgendwann im Vorstellungsgespräch unweigerlich die Frage: »Können Sie saufen?« Und je nachdem, wie die Antwort ausfiel, vergab der Hausherr die Stelle oder eben nicht. Saufen soll auf »Wiesenstein« Ehrensache gewesen sein, und der Hausherr ging mit gutem Beispiel voran.<sup>6</sup> Diese Zurschaustellung seines Wohlstandes stand im Widerspruch zu den Themen seiner sozialen Dramen, die er zunächst dem Elend der sozial Schwachen gewidmet hatte. Späterhin standen nicht mehr die sozialen Missstände im Mittelpunkt seiner Dramen, sondern Schicksals-, Glaubens- und Liebeskonflikte. Es drängt sich der Eindruck auf, dass Hauptmann in seinen Werken zwar gesellschaftliche Entwicklungen und Probleme aufdeckte und in den Theaterauffüh-

<sup>5</sup> Schmitz, Walter: Das Haus Wiesenstein. Gerhart Hauptmanns dichterisches Wohnen, Dresden 2009, S. 15

<sup>6</sup> Krause, Tilman: Hier war Saufen eine Einstellungsbedingung, in: Die Welt, 04.12.2023, [www.welt.de/kultur/article248652636/Gerhart-Hauptmann-Hier-war-Saufen-eine-Einstellungsbedingung.html](http://www.welt.de/kultur/article248652636/Gerhart-Hauptmann-Hier-war-Saufen-eine-Einstellungsbedingung.html) (04.12.2023)



In der Villa »Wiesenstein«

rungen der Gesellschaft vor Augen führte, dass dieses Thema sich aber keineswegs auf seine Lebensweise auswirkte. Zumindest finden sich in seiner Biografie keine Hinweise etwa auf karitative Projekte. Es entsteht daher eher der Eindruck, dass Hauptmann die soziale Thematik vor allem als Vorlage für seine Dramen nutzte, mit denen ihm dann auch der lang ersehnte Durchbruch gelang.

**E**in weiterer, nicht unumstrittener Punkt in Hauptmanns Biografie war seine Haltung zum Nationalsozialismus. Ob er Gegner oder Befürworter war, wird von seinen Biografen nicht eindeutig beantwortet. Der Literaturwissenschaftler Peter Sprengel zeichnet in seiner Monografie die Wege und Wandlungen, Willfährigkeiten und Winkelzüge Gerhart Hauptmanns in der NS-Zeit detailliert nach. So nahm Hauptmann bei der Feier seines 80. Geburtstages im Breslauer Oberpräsidium gerne die Geschenke und Glückwünsche der beiden Gauleiter Karl Hanke (Niederschlesien) und Baldur von Schirach (Wien) sowie ein Geburtstagstelegramm des Führers entgegen. Letzteres veranlasste Hauptmann zu einer spontanen Dankesrede. Darin würdigte er Hitler als »Sternschicksalsträger des Deutschtums«.<sup>7</sup> Alfred Kerr, neben dem Theaterleiter und Regisseur Otto Brahm vielleicht der wichtigste frühe Förderer Hauptmanns, schrieb im Londoner Exil tief enttäuscht und verbittert: »Der Dichter kriecht vor den Machhabern und vergisst die Opfer. Er blickt ehrfürchtig auf die blendenden Scheinwerfer eines Panzers – und fragt nicht, wen er überfährt.«<sup>8</sup> Auch in der eigenen Familie hinter-

<sup>7</sup> Sprengel, Peter: Der Dichter stand auf hoher Küste. Gerhart Hauptmann im Dritten Reich, Berlin 2009, S. 311

<sup>8</sup> Sternburg, Wilhelm von: 75. Todestag von Gerhart Hauptmann: Der Abbrecher, in: Frankfurter Rundschau, 04.06.2021, [www.fr.de/kultur/literatur/75-todestag-von-gerhart-hauptmann-der-abbrecher-90789276.html](http://www.fr.de/kultur/literatur/75-todestag-von-gerhart-hauptmann-der-abbrecher-90789276.html) (15.02.2024)

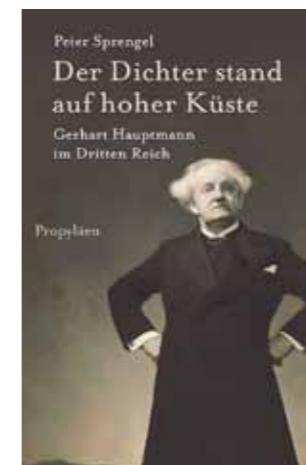
ließ seine Haltung zum Regime Spuren. So brach der Kontakt zu seinem Sohn Karl 1941 ab. Karls jüdischer Ehefrau, einer Geigerin, wurde 1935 das Recht zur Berufsausübung entzogen. Der Schwiegervater versuchte nur mäßig, dies zu verhindern. Über seine Reaktion auf die Nachricht 1945, dass diesem Familienmitglied der Abtransport in ein Konzentrationslager drohte, ist nichts bekannt.<sup>9</sup>

**S**eine sozialkritischen Themen machten ihn in den Augen der NS-Machthaber weltanschaulich verdächtig. Verfälschungen seiner Werke wurden zensiert oder verboten, aber sie sicherten ihm nach seinem Tod die Zuwendung der kommunistischen Herrschenden. An seinem Sarg sprachen SED-Parteivorsitzender Wilhelm Pieck, der Komponist der DDR-Hymne Johannes Becher und der sowjetische Propaganda-Offizier Sergej Tjulpanow.<sup>10</sup> Gerhart Hauptmann, der wortgewandte Schlesier, war Zeit seines Lebens ein zerrissener Opportunist. Er liebte die Frauen und den Wein und bediente sich beider gern. Zugleich stilisierte er sich als Olympier im deutschen Dichterkönigreich und inszenierte sich als literarischer Grandseigneur, der von seinem Genius überzeugt war. Hat er einen Straßennamen in Düsseldorf verdient? Leben und Werk klaffen auseinander wie bei vielen schöpferischen Persönlichkeiten, so zum Beispiel auch bei dem Zeitgenossen Hauptmanns Herrmann Löns, und die Diskrepanz regt an zur Auseinandersetzung mit der Lebensgeschichte und der literarischen Hinterlassenschaft dieses Mannes aus Schlesien. Ein Straßennamen allein reicht für diese Auseinandersetzung nicht aus, es bedarf eher des kritischen Diskurses. ■

<sup>9</sup> Sprengel, Peter: Der Dichter stand auf hoher Küste. Gerhart Hauptmann im Dritten Reich, Berlin 2009, S. 190

<sup>10</sup> Leuteritz, Gustav: Feierliche Bestattung Gerhart Hauptmanns, in: Tägliche Rundschau, 30.07.1946, S. 3

## Empfehlungen aus unserer Bibliothek



## Geschichten über Menschen, Einsichten vom Menschen – Ein großer Erzähler wird 90: Arno Surminski zum 20. August 2024

VON WINFRID HALDER

Eine Person, die im Deutschland des Jahres 1934 geboren wurde, hat es, das darf wohl angenommen werden, mindestens in den ersten Jahrzehnten des Lebens nicht leicht gehabt. Eine Kindheit in einer jederzeit bedrohlichen Diktatur, eine frühe Schulzeit, in der rassistische Ideologie in die Köpfe gepresst wurde, oft im Widerspruch zu dem, was man zuhause als gut und richtig vermittelt bekam, der Krieg, der die Familien zerriss, nie mehr zu schließende Lücken schuf und nicht selten die Heimat kostete, eine Nachkriegszeit, in der Knappheit in jeder Beziehung herrschte, neue Orientierung dringend war, ein Erwachsenwerden mit der Last der unmittelbaren Vergangenheit, mit den persönlichen und materiellen Verlusten, die lange nachwirkten, ja vielfach dauerhaft lebensprägend waren. Heute kennen die meisten Nachgeborenen den Begriff der »Posttraumatischen Belastungsstörung« – nach knapp acht Jahrzehnten Frieden hier in Deutschland und mehr Wohlstand denn je zuvor – und viele suchen und bekommen kompetente Hilfe. Damals hieß es jedoch wohl allzu oft lediglich: Reiß dich zusammen und schau nach vorn!

Das Vorstehende soll das Schwere und Schwierige, mit dem auch heute viele Menschen in ihrem Leben umzugehen haben, nicht kleinreden noch gar leugnen. Aber sich an einem »34er« messen – ich jedenfalls wage das nicht. Arno Surminski ist ein »34er«, alle oben genannten Elemente gab es in seinem Leben, einiges davon in drastischer Form. Er spricht kaum davon, jedenfalls nicht direkt. Wer von ihm eine ausführliche Autobiografie erwartet hat, ist bisher – den vielen Büchern aus seiner Feder zum Trotz – enttäuscht worden. Ich wage die Prognose: Daran wird sich auch nichts ändern. Arno Surminski geht anders vor: Wenn er erzählt (und das Erzählen ist die sozusagen öffentliche Leidenschaft seines Lebens), erzählt er fast stets auch von sich. Aber in einer



Weise, in der er selbst als Person im Hintergrund bleibt, wenn er von anderen Menschen berichtet, wobei der Leser aber unverwandt zu der Überzeugung gelangt: Der da erzählt, der weiß, wovon er spricht. Es gibt zwischen dem »wirklichen« Arno Surminski und den Figuren seiner Werke »Schnittmengen«, dies indes in völlig unaufdringlicher Art. Man kann alle seine Bücher lesen und immer Gewinn daraus ziehen, ohne je den Klappentext des Verlages mit dem biografischen Steuergrogramm mitgelesen oder einen Lexikonartikel zum Autor konsultiert zu haben. Denn Surminski erzählt Geschichten von Menschen und zugleich von dem Menschen.

Daher ist Arno Surminski kein »ostpreußischer Schriftsteller«. Ihn so zu bezeichnen, birgt die Gefahr eines verengenden Missverständnisses. Ja, er stammt aus der zum damaligen Deutschen Reich gehörenden preußischen Provinz Ostpreußen. Ja, viele Geschichten, die er erzählt, spielen in Ostpreußen oder haben damit zu tun. Aber die Herausforderungen, vor denen Surminskis Figuren stehen, die sie meistern oder auch nicht, stellen sich genauso oder sehr ähnlich auch zu anderen Zeiten und in ganz anderen Weltgegenden. Der noch sehr junge Hermann Steputat etwa, eine der Hauptfiguren aus »Jokehnen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland«, der im Zusammenbruchschaos des Frühjahrs 1945 in Ostpreußen seine Eltern verliert (oh ja, Arno Surminski wusste, wovon er schrieb!) und trotzdem überlebt (auch weil mehr oder weniger fremde Menschen sich seiner annehmen, als Menschen einem Menschen helfen), ist der nicht gerade aus der Ukraine hierher nach Deutschland gekommen oder irrt er nicht jetzt in diesem Moment durch Gaza?

»Jokehnen«, Arno Surminskis erster Roman, ist übrigens vor 50 Jahren erschienen. Es bedarf also nur geringer Rechenkünste, um zu erkennen, dass der Autor beileibe kein literarischer Frühentwickler war, dass also wohl lange in ihm gäerte, was dann zur seither ununterbrochenen Erzählung wurde. Auch Franz Kafka war im Versicherungsgeschäft berufstätig, keine schlechte Nachbarschaft für Arno Surminski, fürwahr. Aber Kafka hat den Sprung ins »freie«, aber risikoreiche, weil in gewisser Weise unversicherte Schriftstellerleben nicht geschafft, anders als Arno Surminski. Indes war Kafka mit 40 auch schon tot, in dem Alter also, in dem

Arno Surminski erst zu publizieren begann. Das lange Leben, das ihm im Unterschied zu Kafka beschieden ist, ist nicht zuletzt ein Geschenk an uns Leser. Darüber hinaus ist Arno Surminski auch kein »ostpreußischer Schriftsteller«, schon weil der geographische Raum seines Erzählens ein wahrhaft transatlantischer ist. In Kanada nämlich lernt der 21-jährige Herbert Broschat 1955 (merkwürdig: So alt müsste auch Hermann Steputat in diesem Jahr geworden sein und so alt wurde in diesem Jahr Arno Surminski ...), in Kanada also lernt Herbert Broschat als Auswanderer das harte Leben der Holzfäller kennen – und der Leser duckt sich, wenn das Drahtseil reißt, mit dem die Motorwinde die gigantischen Stämme aus dem Unterholz zieht und todbringend durch die Luft peitscht ... Arno Surminski weiß, wovon er schreibt. Nachzulesen in »Fremdes Land oder Als die Freiheit noch zu haben war«, zuerst erschienen 1980.

Arno Surminskis Geschichten werden bleiben, weil sie, gleichviel ob sie im historischen Ostpreußen, in Kanada, in den USA, im noch geteilten (oh, die herzerreißende deutsch-deutsche Liebesgeschichte in »Polninken«, zuerst erschienen 1984) oder im gerade wiedervereinigten Deutschland (»Kein schöner Land«, zuerst erschienen 1993) oder im Russland der Napoleon-Zeit (»Der lange Weg«, zuerst erschienen 2019) oder wo auch immer spielen: Alle erzählen sie von dem Menschen, indem sie Menschen auftreten lassen, die lieben, die hassen, die aufbauen, die zerstören, die der Vergebung bedürfen und diese manchmal finden, die nicht vergessen können oder nicht vergessen wollen ...

Ein großer Erzähler ist 90 Jahre alt geworden. Ein Mensch, der vieles erlitten und erlebt hat, der aber weder Hass noch Verbitterung ausstrahlt. Im Gegenteil: Ein Mensch, der immer zugewandt wirkt und der freigebig mit seinem Lächeln ist, ist 90 Jahre alt geworden. Von Herzen Dank, lieber Arno Surminski, für unvergessliche Stunden hier bei uns im Gerhart-Hauptmann-Haus, manchmal auch beim anschließenden, stets fröhlichen und noch zusätzlich im Gespräch bereichernden Essen und bei ungezählten Lesestunden (denn ich habe nur wenige der 17 Romane und keine der vielen Erzählungen erwähnt)! ■

## »Für die Menschen bestellt«

### Das Engagement des Kölner Kardinal Frings für die Heimatvertriebenen der deutschen Ostgebiete

VON KARDINAL RAINER MARIA WOELKI

**»Für die Menschen bestellt« oder im lateinischen Original: »Pro hominibus constitutus« – das ist der zu seinem Wappen gehörende und frei nach dem Hebräerbrief (5,1) formulierte Wahlspruch des Kölner Erzbischofs und Kardinals Josef Frings (1887–1978), der von 1942 bis 1969 amtierte. Als Frings ihn im Vorfeld seiner Bischofsweihe 1942 formulierte, war ihm wahrscheinlich selbst nicht klar, wie sehr er bald schon Gelegenheit bekommen würde, diesem Wahlspruch gerecht zu werden. Das sollte sich jedoch spätestens 1945 mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ändern.**

In den Zeiten vielfältiger Not, vor allem in den Jahren bis zur Gründung der Bundesrepublik (1949), einer Zeit, in der Deutschland ohne Regierung dastand, wurde Frings gleichsam zum Anwalt und Sprecher der deutschen Bevölkerung nicht nur gegenüber den Besatzungsmächten und setzte sich auf vielfältige Weise für die notleidenden Menschen ein. Bekannt ist vor allem seine Predigt zu Silvester 1946 in der Kirche St. Engelbert in Köln-Riehl – im Dom war der Gottesdienst noch nicht wieder möglich – mit dem Kernsatz: »Wir leben in Zeiten, da in der Not auch der einzelne sich das wird nehmen dürfen, was er zur Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit braucht, wenn er es auf andere Weise, durch seine Arbeit oder durch Bitten, nicht erreichen kann.« Der damit moralisch gerechtfertigte Mundraub erhielt bald die Bezeichnung »fringsen«, die manchen Menschen bis heute bekannt ist. Seine Rolle konnte Frings nicht zuletzt auch wegen seiner unkomplizierten rheinischen Art und seiner volksnahen und klaren Sprache gut ausfüllen, womit er die Zuneigung vieler Menschen gewann. Zudem war er schon 1945 zum Vorsitzenden der deutschen Bischofskonferenz (damals noch Fuldaer Bischofskonferenz) gewählt worden; auch dieses Amt bekleidete er 20 lange Jahre bis 1965. Das brachte ihm

eine Führungsrolle im deutschen Episkopat ein. 1946 dann erfolgte die Erhebung von Frings zum Kardinal. Damit besaß er einen international anerkannten Rang, über den auch die Besatzungsbehörden nicht einfach hinwegsehen konnten. Denen gegenüber wusste Frings geschickt seine Position und seinen Einfluss zu nutzen, letztlich eben für sein Engagement zugunsten der Menschen, ganz im Sinne seines bischöflichen Wahlspruchs.

Damit ist längst nicht das gesamte Wirken dieses umtriebigen Kölner Erzbischofs umrissen, dessen umfassende Würdigung in diesem kurzen Beitrag kaum angemessen möglich ist. Da wären etwa noch seine Einflüsse auf die Gestaltung des Grundgesetzes sowie die Verfassung des Landes NRW zu nennen, was teilweise auf die guten Beziehungen zu dem aus Köln stammenden damaligen Bundeskanzler Konrad Adenauer zurückzuführen ist. Auch die bis heute segensreich wirkenden Hilfswerke »Misereor« und »Adveniat« gehen auf Frings zurück. Und nicht zuletzt setzte er im Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965), beraten u.a. von einem jungen Bonner Theologieprofessor mit Namen Joseph Ratzinger (1927–2022, 2005–2013 Papst Benedikt XVI.) wichtige Akzente.

### Die Not der Nachkriegszeit

In welchen Bereichen engagierte sich Kardinal Frings nun konkret in jenen schwierigen Jahren der Nachkriegszeit? Diese Zeit war geprägt von Hunger, Kälte und allgemeiner Not oft stark zerstörter Städte, in die Soldaten und Evakuierte zurückkehrten, die kaum Wohnung, Arbeit und Nahrung fanden. Geographisch weit über die Grenzen seines Erzbistums hinaus ging der Einsatz des Kölner Kardinals für die anfangs mehreren Millionen deutscher Kriegsgefangener in amerikanischen, britischen, französischen und sowjetischen Lagern. Spektakulär war der Besuch von Frings bei deutschen Kriegsgefangenen in zwölf Lagern Großbritanniens im September 1946. Ein weiterer Bereich, mit dem Frings sich seit 1947 konfrontiert sah, waren die in die Tausende gehenden Verhaftungen und Verschleppungen von Jugendlichen in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone, der späteren DDR. Der Besuch in englischen Gefangenenlagern und die Silvesterpredigt 1946 sind gleichsam nur die bekannteren und sichtbaren Spitzen eines gewaltigen Eisbergs. Umfangreiche Aktenbände in unserem Historischen Archiv des Erzbistums lassen erahnen, welchen Arbeitseinsatz Frings zeigte und wie er mit zahlreichen Eingaben an die alliierten Besatzungsbehörden, Schriftwechsel mit nicht nur dem deutschen Episkopat und anderen Seelsorgern, Stellungnahmen, Hirten- und Grußworten, Kanzelverkündigungen, Predigten und anderem mehr etwas zu bewirken versuchte.

### Heimatvertriebene aus den deutschen Ostgebieten

Schließlich gehörte auch die Sorge für die Heimatvertriebenen aus den Ostgebieten zum Aufgabenfeld des Kardinals. In diesem Zusammenhang stehen zwei Fotos, entstanden im Juli 1947, die fast schon ikonischen Charakter haben. Sie zeigen Frings bei einem Besuch des Flüchtlingslagers in Wipperfürth im Bergischen Land. Während er einmal im Gespräch mit zwei Vertriebenen zu sehen ist, im Hintergrund Frauen und Kinder neugierig schauend, tritt er auf einem anderen Foto aus einer der ärmlichen Baracken, vor der ihn ebenfalls vor allem Kinder erwarten (unteres Bild).



Wipperfürth. Kardinal Frings besucht das Flüchtlingsdurchgangslager. Juli 1947. Aufn. Stachelscheid



Wipperfürth. Kardinal Frings beim Besuch der Vertriebenenunterkünfte im Durchgangslager. Juli 1947. Aufn. Stachelscheid

Zu diesem Zeitpunkt war Frings schon zwei Jahre mit dem Thema befasst: Bald nach dem Potsdamer Abkommen (2. August 1945) setzten die Vertreibungen ein, so dass Frings im November 1945 den Papst informierte: »Von Osten her wälzen sich Millionen von Deutschen – man schätzt 15 Millionen – westwärts, die von Haus und Hof vertrieben und jeglicher Habe beraubt sind«. Wenig später wandte sich der Erzbischof im Weihnachtshirtenbrief an die Gläubigen: »Wer die Not der hl. Familie, die am Weihnachtsabend vergeblich um Herberge bat, bisher nicht verstehen konnte, heute kann er sie tausendfach erleben an sich selbst oder anderen. Darum bitte ich Euch, ... rückt, wo es möglich ist, noch enger zusammen und gewährt einer frierenden deutschen Familie Obdach! Helft mit warmer Kleidung, mit Decken und Kissen!« Dies sind nur zwei Beispiele, die deutlich machen, dass Frings wie auch die anderen Bischöfe die Herausforderung erkannt hatten, die sich in den kriegszerstörten, frierenden und hungernden drei westlichen Besatzungszonen stellten. Er nutzte jede Gelegenheit, Hilfe angesichts der materiellen Not der Flüchtlinge einzufordern und zudem das Unrecht der Vertreibung öffentlich zu machen. Frings benannte auch die unmenschlichen Methoden der als »Umsiedlung« beschönigten Vertreibung, bei der die Menschen etwa während der Wintermonate auf tagelange Transporte in offenen Güterwagons geschickt wurden. Dabei beschränkt der Kölner Kardinal und Vorsitzende der Bischofskonferenz auch ökumenische Wege, indem er sich an den Generalsuperintendenten der evangelischen Kirche im Rheinland wandte – heute nichts Ungewöhnliches, beim damaligen Stand der ökumenischen Kontakte schon! Mit seinem nachdrücklichen Engagement und seinen klaren Worten machte sich Frings nicht nur Freunde: Der »Bund der Fliegergeschädigten« etwa warf dem Kardinal vor, sich zu einseitig den Vertriebenen zuzuwenden. Das mag beispielhaft nicht zuletzt für die Reserviertheit vieler Menschen im Westen Deutschlands gegenüber den Flüchtlingen aus dem Osten stehen. Ein Hirtenbrief der deutschen Bischöfe, der zu Ostermontag 1946 verlesen werden sollte und mit Formulierungen wie von »den himmelschreienden Vorgängen im Osten Deutschlands« deutliche Vorwürfe an die Alliierten richtete, wurde sogar in der amerikanischen und französischen Besatzungszone verboten zu verkünden. Ein wichtiges Thema war auch die Organisation der Seelsorge an den Heimatvertriebenen. Der gesamte Themenkomplex führte jedenfalls dazu, dass Frings im April 1948 von Papst Pius XII. zum »hohen Protektor für das gesamte Flüchtlingsproblem ernannt« wurde, wie es das römische Staatssekretariat mitteilte. Spätestens damit war klar, dass Frings noch für viele Jahre mit der Thematik zu tun haben würde. Auch dieser Aufgabe widmete er sich mit gleichem Engagement und Elan wie den anderen beschriebenen Themen. Wie auch sonst zeigt sich hier das Geschick von Frings: Er besaß ein ausge-



sprochen gutes Gespür bei der Auswahl seiner Mitarbeiter und Berater – wie beim Konzilsberater Ratzinger –, die zudem den nötigen Freiraum erhielten. Zudem verstand Frings es, die wichtigen Fachleute zusammenzubringen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen, hier etwa mit Hans Lukaschek, dem früheren Oberschlesischen Oberpräsidenten und späteren Vertriebenenminister der Bundesrepublik (1949–1953). Wenn wir bis heute das Wirken von Frings nicht nur in der Flüchtlingsfrage als ausgesprochen positiv ansehen, ja teilweise bewundernd davorstehen, darf man seine Fehleinschätzungen doch nicht verschweigen, was die Verdienste keineswegs schmälert. So führte der Kardinal in der Weihnachtsausgabe der »Zeit« von 1949 zum Flüchtlingsproblem u.a. aus: »Wir sind überzeugt, es ist nur zu lösen, wenn ein großer Teil der Vertriebenen in die alte Heimat zurückkehren und die dort verlassenen Vermögenswerte wieder in Besitz nehmen kann«. Dies erwies sich ebenso als Fehleinschätzung wie die Überlegung, die Problematik durch Auswanderungsangebote für Vertriebene in Übersee zu entschärfen. Mit dieser Idee stand der Kölner Erzbischof aber keineswegs allein; sie wurde auch vom Münchener Kardinal Michael Faulhaber sowie dem amerikanischen Hohen Kommissar John Mc Cloy vorgebracht.

### Flüchtlingsdurchgangslager Wipperfürth

Die meisten Lager, in denen die Heimatvertriebenen zunächst aufgenommen wurden, befanden sich in der Nähe der Grenze zur Sowjetischen Besatzungszone, der späteren deutsch-deutschen Grenze zwischen Bundesrepublik und DDR. Dass Frings hingegen das Durchgangslager Wipperfürth besuchte, wo die beiden Fotos entstanden, war insofern naheliegend, als die Bergische Kleinstadt zum Erzbistum Köln gehört. Weil sie nahezu unzerstört war, wurde

1945 das Lager dort errichtet, verkehrsgünstig am Güterbahnhof gelegen. Es war zunächst nur für die Rückführung evakuierter Rheinländer vorgesehen, änderte aber mit dem Einsetzen der Flüchtlingswellen aus dem Osten seine Bestimmung schnell und avancierte zum Hauptdurchgangslager für Nordrhein-Westfalen. Bis 1960 wurden in Wipperfürth mehr als eine Million Vertriebene und Flüchtlinge durchgeschleust. Da das Lager anfangs als Durchgangslager mit einem Aufenthalt von etwa 24 Stunden für die durchgeschleusten Menschen gedacht war, hatte man die gesamte Anlage als recht einfaches Provisorium errichtet, mit Schlafräumen für 30–50 Personen sowie unzureichender Beheizung, sanitären Anlagen u.a.m. Nun blieben die Vertriebenen aber oft wochen- und monatelang dort, weshalb es in kürzester Zeit zu katastrophalen und menschenunwürdigen Bedingungen kam, so dass immer wieder auch Seuchen ausbrachen. Ein Jahr nach Frings besuchte der Militärgouverneur der britischen Zone, General Brian Robertson, das Lager, der es als eine »Kulturschande« bezeichnete. Frings konnte sich damit bei seinem Besuch im Lager Wipperfürth im Juli 1947 ein ausgesprochen realistisches Bild von der Lage der Vertriebenen machen. Erst um 1951/52 änderte sich die Lage durch umfassende Baumaßnahmen deutlich zum Besseren.

### Und heute?

Die Vertriebenen von damals sind in zweiter und dritter Generation längst in der bundesdeutschen Gesellschaft integriert. Auch der Verfasser dieses Beitrags kennt die Perspektive von Flucht und Vertreibung nicht aus eigenem Erleben, sondern lediglich aus Erzählungen der aus dem Ermland vertriebenen Eltern. Dennoch ist die Thematik leider aktueller denn je, denn wieder kommen Flüchtlinge in unser Land, wieder stellt uns das vor Herausforderungen und wieder werden die Flüchtenden längst nicht überall willkommen geheißen. Wie immer in der Geschichte verbieten sich unmittelbare Vergleiche, und dennoch: Heute sind die Verhältnisse ungleich günstiger als in den Jahren nach 1945. Denn während bis zur Gründung der Bundesrepublik rund 12 Millionen Vertriebene in ein weitgehend zerstörtes und hungerndes Land kamen, leben derzeit ungefähr 3,5 Millionen Geflüchtete unter uns in einem trotz aller wirtschaftlicher Schwierigkeiten und gesellschaftlicher Probleme wohlhabenden Land. Sie kommen nicht mehr aus früheren deutschen Ostgebieten, sondern aus allen Teilen der Welt, der Ukraine, dem Nahen und Mittleren Osten, Osteuropa und Afrika. Aber wie damals sind es Krieg und dessen Folgen, heute daneben auch Katastrophen, der Klimawandel, Verfolgung und bittere Armut, die die Menschen zur Flucht zwingen – zu einer Flucht, gefährlich, gepflastert mit schrecklichen Erlebnissen und Schicksalen, die für viele tödlich endet. Für Christinnen und Christen ist der Einsatz für Notleidende

und Bedrängte ein Grundauftrag, der zu ihrer DNA gehört. Denn Erfahrungen von Flucht, Migration und Heimatlosigkeit sind zahlreich ebenso im Alten wie im Neuen Testament zu finden. Ebenso zahlreich sind die biblischen Texte, die zur Hilfe nicht nur für Flüchtlinge aufrufen wie im Matthäusevangelium: »Ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen« (Mt 25,35). Und wenn Papst Franziskus von einer Kirche spricht, die an die Ränder geht, dann erfüllt sich dieser Grundauftrag und wir gelangen zur Mitte der christlichen Botschaft. In diesem Sinne hat das Erzbistum Köln 2014 die »Aktion Neue Nachbarn. Flüchtlingshilfe im Erzbistum Köln« ins Leben gerufen. »An die Ränder gehen« – genau das hat Kardinal Frings vor mehr als 75 Jahren unter anderem mit dem Besuch des Durchgangslagers in Wipperfürth getan und ist damit seinem bischöflichen Wahlspruch »für die Menschen bestellt« gerecht geworden. In diesem Sinne ist uns heute das Wirken dieses Kölner Erzbischofs Vorbild, Erbe und Auftrag. ■

Eine kurze biographische Skizze von Kardinal Frings (Autor: Norbert Trippen) ist im Portal [www.rheinische-geschichte.lvr.de](http://www.rheinische-geschichte.lvr.de) zu finden. Über die »Aktion neue Nachbarn« informiert [www.aktion-neue-nachbarn.de](http://www.aktion-neue-nachbarn.de).

### Kurz & Bündig

**Kardinal Rainer Maria Woelki** ist Erzbischof von Köln und einer der führenden Kirchenvertreter Deutschlands. Geboren 1956 in Köln, wurde er 1985 zum Priester geweiht und wirkte zunächst in der Pfarrseelsorge. Später war er als Weihbischof in Köln tätig, bevor er 2011 zum Erzbischof von Berlin ernannt wurde. Seit 2014 leitet er das Erzbistum Köln und wurde im selben Jahr von Papst Franziskus zum Kardinal erhoben.





## Sammlung neu entdeckt IV – Landschaften und Herkunft

VON KATJA SCHLENKER

Das Gerhart-Hauptmann-Haus verfügt über eine stiftungseigene Kunstsammlung. Sie entstand aus Schenkungen, Dauerleihgaben, Nachlässen und Ankäufen von Werken von Künstlerinnen und Künstlern mit Herkunft aus den historischen deutschen Ostgebieten. Darunter befinden sich bekannte Namen wie Käthe Kollwitz, Otto Schliwinski, Arthur Bendrat, Ludwig Meidner, Ernst Mollenhauer, Emil Orlik oder Eduard Bischoff sowie eher regional bekannte Künstler, deren Themen sich aber eindeutig auf die Landschaft und die Menschen des historischen deutschen Ostens beziehen. Für viele aus der Generation der vertriebenen Künstlerinnen und Künstler blieb das Thema auch dann noch Motivvorlage, als sie schon lange Fuß in ihrer neuen Heimat Nordrhein-Westfalen gefasst hatten. Ein Hauptaugenmerk der Sammlung liegt auf den Papierarbeiten, seien es Zeichnungen, Druckgraphiken oder Fotografien, sowie auf Malerei.



Die Sammlung wuchs seit Bestehen der Stiftung kontinuierlich an. Ab 1986 wurde sie fast 20 Jahre lang als »Ostdeutsche Artothek« geführt. Das heißt, Arbeiten konnten nicht nur von Museen, sondern auch von Privatpersonen oder für die Verschönerung von Büroräumen für einen vertraglich vereinbarten Zeitraum entliehen werden. Heute sind Leihgaben nur noch für Ausstellungszwecke an Institutionen auf Anfrage möglich, einen Ankaufsetat für neue Werke gibt es nicht mehr, doch erweitern immer wieder einmal Schenkungen die Sammlung. Derzeit wird die umfangreiche Sammlung von mehr als 200 Künstlerinnen und Künstlern schrittweise mit Expertise gesichtet und zeitgemäß nach aktuellen Standards digitalisiert. Auf der Plattform »museum-digital:global«, an der inzwischen mehr als 600 Museen beteiligt sind, werden die Werke auffindbar und damit der Öffentlichkeit sowie der Forschung zugänglich gemacht. Die Originalobjekte zeigt die Stiftung einmal im Jahr in einer

themenspezifischen Ausstellung im Ausstellungsraum »Rose Ausländer«.

In »Sammlung neu entdeckt IV – Landschaften und Herkunft«, der nunmehr vierten Ausstellung aus der Sammlung, präsentierten wir im 3. Quartal 2024 Harz-Motive der historischen Glasplatten-Negative sowie Landschaftsgrafiken und -malerei von Künstlerinnen und Künstlern aus dem historischen deutschen Osten. Der Autor der Glasplatten-Negative ist uns namentlich nicht bekannt. Doch geben die Bilder auf einzigartige Weise eine Landschaft und ihre Orte wieder, wie sie der Fotograf vor ca. 100 Jahren im Harz zu verschiedenen Jahreszeiten vorgefunden hat. Brocken, Schierke, Elend – Orte, die heute noch existieren. Die Motive scheinen zeitlos, doch ist die Zeit an dieser Landschaft nicht spurlos vorbeigegangen. Allein der Baumbestand ist in der Gegenwart bemerkenswert reduziert. Damals wählte der Fotograf die Motive vermutlich auch vor dem Hintergrund, Postkarten und Werbematerial für die Harz-Region in Verlagen drucken zu



lassen. Einige dieser so entstandenen Postkarten sind in der Sammlung erhalten.

Das Format der Glasplatten-Negative beträgt 16x12 cm. Sie waren Ausgangspunkt für die Erstellung der mittelformatigen Papierabzüge, die der Künstler Thomas Koester für diese Ausstellung herstellte (Siehe Abbildungen). Besonders in einer Arbeit, in der stark ins Bläuliche gehende Landschaft mit Bäumen, lässt sich erahnen, wie der Fotograf vor 100 Jahren die Glasplatten nachträglich bearbeitete und kunstvoll retuschierte, um stärkere Kontraste in den schwarz-weißen Abzügen, die daraus erstellt wurden, zu erlangen oder manchmal auch Elemente hinzuzufügen, wie die Kratzspuren auf dem Eis der Schlittschuhläufer.

Grundlage dieser Ausstellung sind ausschließlich Glasplatten-Negative aus dem Harz. In einer Slide-Show waren diese in ihrer Gesamtheit digital zu betrachten. Die Auswahl, Bearbeitung und Zusammenstellung der Glasplatten-Werke hat der Künstler Thomas Koester vorgenommen.



Hier die Arbeit von Thomas Koester (Ausschnitt)





Fritz Pfuhle, Aquarell

Die Zeichnungen, Druckgrafiken, Aquarelle, ebenfalls Landschafts- und Stadtmotive, hat der Künstler Jan Stieding aus den Beständen der Sammlung recherchiert und zusammengestellt, nicht nach der Bekanntheit der Künstlernamen, sondern nach der Lebendigkeit und den Feinheiten des individuellen künstlerischen Strichs. Als Interaktion und Korrespondenz zu den Sammlungsstücken setzen die beiden zeitgenössischen Künstler jeweils eine eigene Arbeit (siehe Abbildung). Beide begleiten das Digitalisierungsprojekt mit ihrer Sach- und Fachkenntnis seit Projektbeginn in der »Coronazeit« 2020. Das begleitende Ausstellungsformat »Sammlung neu entdeckt« zeigt unbekannte oder wenig gezeigte Kunstwerke aus neuer Perspektive, holt sie aus ihrem historischen Kontext und vergleicht künstlerische Fragestellungen und Arbeitsweisen abseits von Zeit- und Ortgeschehen. ■



Hier die Arbeit von Jan Stieding

Oskar Kreibich, Ansicht der Stadt Schässburg



Otto Schliwinski, ca. 1990



H. Guthmann, Dünenlandschaft, Aquarell, 1938



Ferdinand Steining, Zeichnung, 1919



Emil Stumpp, Kutter, Zeichnung, 1940

# Ach, Bosnien ... Versuche eines Reisenden zu verstehen, eher hilflos (Teil II)

VON KATJA SCHLENKER UND WINFRID HALDER

Sarajevo an einem Septemberabend 2023



**Vielleicht ist es nicht schlecht, in Sarajevo am Abend einzutreffen. Der erste Eindruck ist der einer »normalen« modernen Großstadt, hell und bunt erleuchtet. Wenn es den Neuling in der Stadt dann auch noch, den Marktmechanismen des Tourismus gemäß, in eine der oberen Etagen des Hotel Holiday verschlägt, ist ein Panoramablick gewährleistet, der imponierend ist. Ein eventuell noch folgender Abendspaziergang entlang des breiten Boulevards direkt vor dem Hotel in Richtung Altstadt rundet das Bild ab, so oder ganz ähnlich hat man es auch anderswo schon gesehen.**

**W**enn dann bei Tageslicht eine genauere Orientierung möglich ist, wird deutlich: das ist kein »normaler« touristischer Ort. Das heutige Hotel Holiday atmet, wengleich die Zimmer zeitgemäß modernisiert sind, vor allem in seiner ein wenig gigantomanisch anmutenden Lobby noch immer den Charme der 1980er-Jahre. Tatsächlich: es handelt sich um das für die XIV. Olympischen Winterspiele in Sarajevo 1984 errichtete internationale Spitzenhotel, das damals Holiday Inn hieß. Ivan Štraus (1928–2018), seinerzeit ein Star-Architekt in Jugoslawien, hat es entworfen, es sollte die Gäste aus aller Welt beeindrucken und wurde rechtzeitig einige Monate vor Beginn der Spiele eröffnet. Die weithin sichtbare, leuchtend gelbe Fassade des 370-Betten-Giganten begeisterte allerdings nicht alle Einwohner Sarajevos. Die Winterolympiade, die vom 08. bis zum 19. Februar 1984 in Sarajevo stattfand, war das letzte große Prestige-Projekt der späten Tito-Ära in Jugoslawien – sie fand allerdings schon ohne den seit 1944/45 die jugoslawische Politik dominierenden, autoritär regierenden Staatschef Josip Broz Tito (1892–1980) statt. Das Internationale Olympische Komitee (IOC) hatte im Mai 1978 der Bewerbung Sarajevos den Vorzug vor der des japanischen Sapporo gegeben. Tito starb, beinahe 88 Jahre alt, fast genau zwei Jahre später im Mai 1980, also noch während der Vorbereitungsphase der Spiele. Die Staatsführung Jugoslawiens, in dem sich längst überkommene Nationalitätenkonflikte wieder regten, die jedoch noch notdürftig unterdrückt wurden, ging an ein neunköpfiges Präsidium

über. In diesem saßen Vertreter aller sechs jugoslawischen Teilrepubliken (Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Mazedonien, Montenegro, Serbien, Slowenien), der beiden autonomen Regionen Vojvodina und Kosovo sowie (bis 1988) der Vorsitzende der kommunistischen Partei Jugoslawiens. Der Vorsitz in diesem Präsidium wechselte jährlich. Trotz der ebenfalls bereits seit einiger Zeit bestehenden wirtschaftlichen Probleme, ließ das Präsidium die Vorbereitungen für die Winterspiele in der bosnischen Hauptstadt vorantreiben, obwohl diese mit hohen Kosten verbunden waren. Neben der erhofften internationalen Aufmerksamkeit für das »moderne« Jugoslawien, das als erstes kommunistisch regiertes Land überhaupt die Gelegenheit erhielt, Winterspiele auszurichten, wurden nicht zuletzt positive ökonomische Effekte für Bosnien-Herzegowina erwartet, wirtschaftlich eine der ärmsten Teilrepubliken. So wurde der seit 1969 bestehende Flughafen von Sarajevo gemäß internationalen Standards ausgebaut; während der Winterspiele gab es dann sogar erstmals eine direkte Flugverbindung mit New York. Ferner hoffte man im Bjelašnica-Gebirgszug, der in unmittelbarer Nähe Sarajevos liegt und in dem ein Teil der Wettkampf-Stätten und Hotels errichtet wurden, auch über die Spiele hinaus den Wintersport als touristische Attraktion dauerhaft etablieren zu können. In den anderen jugoslawischen Teilrepubliken, die sich an der Finanzierung zu beteiligen hatten, kam indes Unmut auf, da nur für Bosnien-Herzegowina Profite erwartet wurden. Das Hotel Holiday Inn sollte den zahlungskräftigeren unter den internationalen Gästen ein repräsentatives Domizil bieten, verkehrsgünstig gelegen an der großen Ausfallstraße zwischen dem Flughafen, der Innenstadt und den olympischen Sportstätten. Bezeichnenderweise waren unter den Hotel-Gästen während der Spiele die Mitglieder des IOC und die Vertreter internationaler Sportverbände. Infolge des Rotationsprinzips im Präsidium der Volksrepublik Jugoslawien nach Titos Tod fiel die formelle Eröffnung der Spiele am 08. Februar 1984 dem kroatischen Politiker Mika Špiljak (1916–2007) zu, vermutlich der herausragendste Moment seiner politischen Karriere. Rund 1.300 Sportlerinnen und Sportler aus 49 Ländern nahmen teil und wetteiferten

um die insgesamt 117 Medaillen in 39 Wettbewerben. Erfolgreichstes Teilnehmerland wurde die DDR, deren Athletinnen und Athleten 24 Medaillen errangen, darunter 9 goldene. Die Eiskunstläuferin Katharina Witt, damals erst 18 Jahre alt, gewann ihre erste olympische Goldmedaille und wurde einer der Stars der Spiele. Die sowjetische Mannschaft gewann zwar eine Medaille mehr, nämlich 25, erlangte jedoch nur 6 Goldmedaillen, wurde also als zweitplatzierte registriert. Mit weitem Abstand folgte die Mannschaft der Vereinigten Staaten von Amerika, die acht Medaillen gewann. Die Sportlerinnen und Sportler aus der Bundesrepublik Deutschland kamen auf insgesamt vier Medaillen. Einmal mehr schienen die »sozialistischen« Länder ihre sportliche Dominanz unter Beweis gestellt zu haben. Noch war das staatlich organisierte Doping-System unaufgedeckt. Die aus Dresden stammende Eisschnell-Läuferin Karin Enke, damals 23 Jahre alt, errang in Sarajevo zwei Gold- und zwei Silbermedaillen und war damit eine der erfolgreichsten Teilnehmerinnen überhaupt. Später hat sie vorsichtig »unterstützende Maßnahmen« eingeräumt, über deren eigentlichen Charakter sie sich aber nicht im Klaren gewesen sei.<sup>1</sup>

**D**ie Begeisterung des heimischen Publikums in Sarajevo kannte kaum noch Grenzen als der damals 21-jährige Jure Franko überraschend im Riesenslalom-Wettbewerb den zweiten Platz belegte. Der Slowene Franko gewann also die Silbermedaille und zugleich die erste und einzige Medaille für das Gastgeberland Jugoslawien. War mithin die Medaillenausbeute sehr überschaubar, so zogen die politisch Verantwortlichen doch eine positive Bilanz der Winterspiele. Das Jugoslawien der Nach-Tito-Zeit hatte sich vermeintlich als erfolgreiches, geschlossen und effizient agierendes Land präsentiert. Die Spiele sollen darüber hinaus unter dem Strich sogar einige Millionen Dollar Gewinn in die jugoslawische Staatskasse gespült haben. Auch die Bewertungen der internationalen Beobachter zum Gesamtverlauf der Spiele fielen meist positiv aus und viele Millionen Menschen hatten weltweit die offenkundig gelungenen Spiele über das Fernsehen verfolgt. Ermöglicht hatte dies nicht zuletzt der US-amerikanische Medienkonzern ABC, der den größten Teil der Übertragungsrechte aufgekauft hatte – und der die jugoslawischen Staatsmedien, die vor Ort waren, zum Teil erst mit den erforderlichen modernen Kameras und Mikrofonen ausgestattet hatte.

Nur rund acht Jahre später gingen ganz andere Bilder aus Sarajevo über die Fernsehschirme in aller Welt. Gelegentlich geriet dabei auch der markante Quader des Holiday Inn in den Blick, die gelbe Fassade jetzt freilich teilweise rußgeschwärzt. Im April 1992 begann die Belagerung der bosni-

schen Hauptstadt durch serbische bewaffnete Kräfte. In den wenigen Jahren seit dem Ende der Winterspiele war Jugoslawien zerfallen. Die ethnischen und nationalen Spannungen, in Titos Diktatur keineswegs gelöst, sondern teils gewaltsam unterdrückt, teils verdeckt, waren endgültig zum Ausbruch gekommen und hatten rasch große Sprengkraft für das heterogene jugoslawische Staatsgebilde entfaltet. Dies zumal die Entwicklung von einer verheerenden Wirtschaftskrise befeuert wurde, die nicht zuletzt den Wert der jugoslawischen Währung hatte abstürzen lassen. Da Jugoslawien unter Tito, der kommunistischen Staatsdoktrin zum Trotz, eine vergleichsweise offene und flexible Wirtschaftspolitik betrieben hatte, gehörte das Land lange zu den verhältnismäßig wohlhabenden südosteuropäischen Staaten. Dazu trugen nicht zuletzt die »Gastarbeiter« aus Jugoslawien bei, die im westlichen Ausland meist erheblich mehr Geld verdienten als zuhause. Im Oktober 1968 hatte die Bundesrepublik Deutschland das letzte ihrer sieben »Anwerbeabkommen« mit Titos Jugoslawien abgeschlossen; es war das einzige sich als »sozialistisch« definierende Partnerland für diese Art Zusammenarbeit. Daraufhin kamen bis 1973 über 700.000 Arbeitskräfte von dort nach Westdeutschland (allerdings lebten dort schon zuvor einige Zehntausend »Jugoslawen«, nämlich meist solche, die sich durch Flucht dem Verfolgungsdruck in Titos früher Herrschaftsphase entzogen hatten). Zusammen mit denjenigen Menschen, die in andere westeuropäische Länder gingen, um dort zu arbeiten, handelte es sich um deutlich mehr als eine Million Menschen. Das heißt, dass zeitweilig etwa fünf Prozent der Gesamtbevölkerung Jugoslawiens im Ausland arbeiteten. Als mit der »Ersten Ölkrise« von 1973 eine länger andauernde Wirtschaftskrise einsetzte, wurden auch in der Bundesrepublik Deutschland weitere Anwerbungen gestoppt und generell Arbeitskräfte abgebaut – die Folgewirkungen erreichten bald auch Jugoslawien. Der ökonomische Niedergang, der nicht nur, aber auch weltwirtschaftliche Ursachen hatte, traf die Bevölkerung angesichts des relativ hohen Wohlstandsniveaus umso drastischer.

**D**ie Kette der jugoslawischen Zerfallskriege begann im Frühjahr 1991, als zunächst Slowenien und Kroatien ihre Unabhängigkeit anstrebten und den jugoslawischen Staatsverband verlassen wollten. Während die gewaltsamen Auseinandersetzungen mit serbischen Kräften, welche Jugoslawien und die faktische serbische Dominanz erhalten wollten, in Slowenien binnen weniger Tage beendet waren (auch in Ermangelung einer größeren serbischen Bevölkerungsgruppe dort), geriet Kroatien, das erst eigene Streitkräfte aufbauen musste, in einen langwierigen blutigen Krieg, der erst im Sommer 1995 beendet werden konnte. Fast zeitgleich mit dem Kroatienkrieg begann der Krieg in Bosnien, an dem serbische, kroatische und bosniakische (also bosnisch-muslimische) Kräfte beteiligt waren.

Dass die bosnische Hauptstadt Sarajevo ein Brennpunkt dabei wurde, lag nahe. Im April 1992 begannen bosnisch-serbische Einheiten, unterstützt von den Resten der zerfallenden jugoslawischen Bundesarmee mit der Belagerung der Stadt. Diese wurde von bosniakischen Kräften verteidigt, die allerdings hinsichtlich der Bewaffnung stark unterlegen waren. Bedingt durch die Tallage der Stadt wurde Sarajevo fast drei Jahre lang immer wieder von den umliegenden Hügelketten herab beschossen, teils mit schweren, teils mit leichteren Infanteriewaffen. Zahlreiche Gebäude wurden vollständig oder weitgehend zerstört.

Das frühere Hotel Holiday Inn wurde durch Beschuss schwer beschädigt, blieb aber teilweise intakt. Vor allem verfügte es über eine autonome Notstromversorgung, während der größte Teil Sarajevos durch die Belagerer mindestens zeitweilig von der Strom- und Wasserversorgung abgeschnitten wurde. Daher sammelten sich im Hotel nicht zuletzt viele der internationalen Kriegsberichtersteratter. Die daran vorbeiführende breite Ausfallstraße Zmaja od Bosne in Richtung des umkämpften Flughafens aber wurde zur berüchtigten »Sniper Alley«. Angehörige der serbischen Belagerungskräfte, die sich als Scharf- oder besser Heckenschützen (engl. sniper) in hohen Gebäuden oder auf den umliegenden Hügelketten einnisteten, begannen wahllos auf Fahrzeuge und Zivilpersonen zu schießen, die zu Fuß unterwegs waren. Der Bereich um das Hotel herum gehörte so rasch zur »Todeszone«, in der jede Bewegung von Menschen, die ihre Häuser verlassen mussten, nicht zuletzt um sich wenigstens notdürftig versorgen zu können, Lebensgefahr mit sich brachte, jedenfalls in den einsehbaren Bereichen.

**D**ie internationalen Berichtersteratter mit ihren Kamerateams, selbst oft gefährdet, brachten die buchstäblich um ihr Leben rennenden Menschen auf die Bildschirme weltweit. Geschwindigkeit war in der früheren Olympiastadt nicht mehr Mittel, um Medaillen zu gewinnen, sondern pure Überlebensnotwendigkeit. Im März 1992 zogen »Blauhelm«-Soldaten im Auftrag der Vereinten Nationen in Sarajevo ein. Die Vereinten Nationen hatten im Monat zuvor die Bildung der United Nations Protection Force (UNPROFOR) beschlossen, die vor allem den Schutz der Zivilbevölkerung und deren Versorgung sicherstellen sollte. Insgesamt umfassten die »Blauhelm«-Kontingente, die in Bosnien-Herzegowina und Kroatien eingesetzt wurden, schließlich mehr als 38.000 Soldaten. Diese gehörten in der Mehrzahl den französischen, britischen, jordanischen und pakistanischen Streitkräften an, aber auch 18 weitere Staaten stellten Soldaten zur Verfügung (darunter etwa auch die gerade erst unabhängig gewordene Ukraine). Die deutsche Bundeswehr, mitten im Umbruch nach der Herstellung der deutschen Einheit und der beginnenden Integration von Teilen der ehemaligen Nationalen Volksarmee der DDR, beteiligte sich hauptsächlich an der Luftbrücke zur

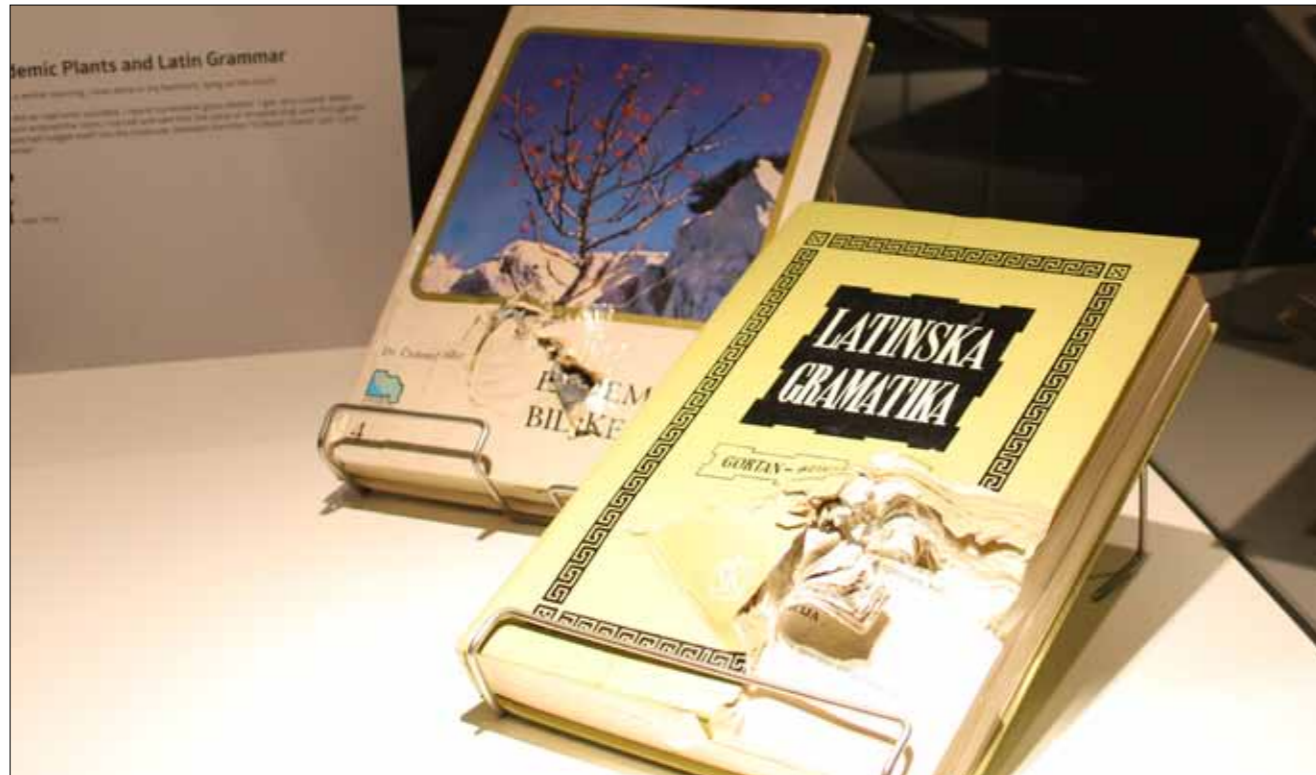
Versorgung der Zivilbevölkerung, die zum Flughafen von Sarajevo eingerichtet wurde. Mehr als 1.400 der insgesamt rund 11.300 Versorgungsflüge wurden von Transportmaschinen der Bundesluftwaffe unter teilweise hohem Risiko durchgeführt. Da die Heckenschützen aufgrund ihrer versteckten Stellungen kaum zu bekämpfen waren, bemühten sich die »Blauhelme« der Zivilbevölkerung vor allem durch den Einsatz ihrer gepanzerten Fahrzeuge Schutz zu geben. Es wurden unter Nutzung von Containern oder beschädigter Fahrzeuge auch Sichthindernisse für die Heckenschützen errichtet. Diese Vorkehrungen blieben freilich unzulänglich. Später hat der von den Vereinten Nationen geschaffene Internationale Strafgerichtshof für das frühere Jugoslawien (International Criminal Tribunal for the former Yugoslavia/ICTY) in Den Haag ermittelt, dass zwischen September 1992 und August 1994 in Sarajevo durch Heckenschützen 253 Zivilpersonen beiderlei Geschlechts (darunter mehr als 60 Kinder) und 406 Soldaten ermordet wurden. Unter den Toten befanden sich auch Journalisten und UNPROFOR-Soldaten, ferner Angehörige von Rettungs- und Hilfsdiensten. Fast 1.300 Zivilpersonen wurden zum Teil schwer verletzt, darüber hinaus mehr als 1.800 Soldaten. Nicht minder gefährlich für die verbliebene Stadtbevölkerung war der Beschuss mit Artillerie- und Mörsergranaten. Auch dieser erfolgte zum Teil wahllos, nicht selten aber auch ganz bewusst gegen Ansammlungen von Zivilpersonen. Die folgenschwerste dieser eindeutig kriegsvölkerrechtswidrigen Attacken erfolgte am 05. Februar 1994 auf den belebten Markale-Markt in der Innenstadt von Sarajevo, nur wenige Schritte von der katholischen Kathedrale entfernt. Der Einschlag einer Mörsergranate forderte 68 Todesopfer und 144 Verletzte.

**T**rotz der Präsenz der UNPROFOR-Einheiten gingen die Angriffe auf Sarajevo weiter. Ende August 1995 wurde erneut der Markale-Markt Ziel eines Mörserangriffs. Dabei starben 37 Menschen, 90 wurden verletzt. Die UN-Truppen, denen zuvor – trotz zahlreicher unmittelbar gegen sie gerichteter Gewaltakte und Provokationen von serbischer Seite – immer wieder Zögerlichkeit vorgeworfen wurde, reagierten endlich mit einer ganzen Reihe von Luftangriffen auf bosnisch-serbische Stellungen und andere militärische Einrichtungen, hauptsächlich ausgeführt von französischen Kampfflugzeugen. Als daraufhin im Dezember 1995 unter Vermittlung der USA das Dayton-Abkommen einen freilich noch immer labilen Friedenszustand für Bosnien-Herzegowina schuf, endete bald danach nach über 1.400 Tagen die Belagerung Sarajevos. Die Gesamtzahl der zivilen Todesopfer wird auf rund 12.000 geschätzt. Was der Krieg besonders für die Kinder in Sarajevo bedeutete, kann man drastisch lernen in einem außergewöhnlichen Museum, nämlich dem War Childhood Museum.<sup>2</sup> Dieses wurde 2017 eröffnet und hat gleich im

<sup>1</sup> [www.zeitzeugen-portal.de/personen/zeitzeuge/karin\\_enke/videos/HKJ4J2fBAyg](http://www.zeitzeugen-portal.de/personen/zeitzeuge/karin_enke/videos/HKJ4J2fBAyg)

<sup>2</sup> [www.warchildhood.org](http://www.warchildhood.org)

Im Museum of War Childhood



Jahr darauf den renommierten Europäischen Museumspreis des Europarates gewonnen. Um das Museum zu erreichen, muss man indes das Tal der Miljacka, in das sich die Altstadt von Sarajevo schmiegt, verlassen und ein gutes Stück hügelan steigen. Wer das auf sich nimmt, wird das Museum nicht wieder vergessen. Die Exponate, wie die von Granatsplittern durchschlagene Latein-Grammatik, und die dazu gehörenden Geschichten verlassen einen nicht mehr.

immerhin: Der ICTY hat später auch gegen einige der Verantwortlichen für die Verbrechen in Sarajevo verhandelt. So wurde der bosnisch-serbische General Stanislav Galić (geb. 1943), der zeitweilig einer der wichtigsten Kommandeure der Belagerungstruppen vor Sarajevo war, 2003 in Den Haag zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Nachdem das Urteil in einem Berufungsverfahren im November 2006 bestätigt wurde, wurde Galić Anfang 2009 zur Verbüßung seiner Strafe in ein deutsches Gefängnis überstellt.<sup>3</sup> Auch den Markale-Markt passiert man, wenn man sich vom heutigen Hotel Holiday, das nach der Beseitigung der Kriegsschäden wieder in seinem auffälligen Gelb prangt und das nach einem Eigentümerwechsel seit 2016 unter diesem Namen firmiert, zu Fuß in rund einer halben Stunde in die historische Altstadt Sarajevos aufmacht. Alle touristische

<sup>3</sup> Dokumentation dieses Falles: [www.icty.org/x/cases/galic/cis/en/cis\\_galic\\_en.pdf](http://www.icty.org/x/cases/galic/cis/en/cis_galic_en.pdf)

Unbefangenheit ist gründlich fort, wenn man sich klar macht, welchen Weg man dabei zurücklegt.

Ach, Sarajevo ... Wer sich, ausgestattet mit ein wenig Geschichtsbewusstsein, durch die bosnische Hauptstadt bewegt, schwankt wohl unvermeidlich zwischen Verzauberung und Grauen. Da sind einerseits die orientalisch wirkende Schönheit und der fremdartig anmutende Charme der Stadt, in der noch immer zahlreiche Moscheen an ihre jahrhundertlange Zugehörigkeit zum Osmanischen Reich erinnern. Die Ursprünge der Stadt reichen bis zu einer ungarisch-kroatischen Burg im späten 13. Jahrhundert zurück. Weit größere Bedeutung erhielt der Ort jedoch nach der Eroberung durch osmanische Truppen im Jahre 1463, denn unter der Herrschaft des in Istanbul residierenden Sultans wurde Sarajevo zur Hauptstadt der osmanischen Provinz Bosnien ausgebaut. Erst als 1878 österreichisch-ungarische Truppen Bosnien besetzten, kam Sarajevo wieder unter christliche Oberhoheit. Obwohl danach mehrere große Kirchen gebaut wurden, darunter die katholische Herz-Jesu-Kathedrale (1884/89), dominieren doch noch immer die Minarette diverser Moscheen die Silhouette der Altstadt. Vor allem das eigentliche Herz der Stadt, die Baščaršija, der große Altstadt-Basar, der im 15. Jahrhundert begründet wurde, nimmt Besucherinnen und Besucher mit seiner Atmosphäre gefangen.

Unversehens befällt einen allerdings wieder Unbehagen, wenn »Souvenirs« angeboten werden, die aus Patronenhülsen gefertigt sind.

In der Baščaršija



»Rose von Sarajevo« in der Ferhadija-Straße



Vollends vom Grauen eingeholt wird man, wenn man von der Baščaršija, die schöne, aus dem 16. Jahrhundert stammende Ferhad Pascha-Moschee passierend, durch die Ferhadija-Straße schlendert, jetzt Teil einer beschaulichen Fußgängerzone. Die heutigen Firmenschilder an den Läden rechts und links sind einem allzu vertraut, würde man den Blick nur auf diese richten, könnte man sich genauso gut durch Düsseldorf, Brüssel oder Madrid bewegen. Fällt der Blick aber auf den Boden, mag man sich als Neuling in der Stadt zunächst fragen, was es wohl mit diesen merkwürdigen Flecken auf dem Pflaster auf sich hat. Es handelt sich um eine der sogenannten »Rosen von Sarajevo« – diese markieren den Einschlagsort von Artillerie- oder Mörsergeschossen während der Belagerung der Stadt. Diese hier in der Ferhadija-Straße erinnert an das »bread line massacre« am 27. Mai 1992. Die Bäckerei, die es früher hier gab, ist längst einer schicken Modeboutique gewichen, aber an jenem Tag standen hier Menschen an, die in der an Nahrungsmittel knappen, belagerten Stadt hofften, Brot kaufen zu können. Der Einschlag zweier Granaten tötete 27 von ihnen und verletzte weitere 108. Menschen mit Namen, nicht anonyme Zahlen. Alle Toten werden gegenüber der »Rose« namentlich genannt. Nein, das ist keine »normale« Einkaufsstraße in einer beliebigen »Touristenmeile«.



Gedenkplatte in der Ferhadija-Straße

Der Ort des Attentats vom 28. Juni 1914 von der Lateiner-Brücke her gesehen



Aber vielleicht ist der Sarajevo erkundende Neuling ja, von der Baščaršija her kommend, schon vor der Ferhadija-Straße nach links abgebogen, an der Gazi-Husrev-Beg-Moschee etwa, älter noch als die nahe Ferhad Pascha-Moschee, errichtet um 1530 und die größte erhaltene muslimische Gebetsstätte in der Stadt. Man strebt so der Miljacka zu, dem schon erwähnten Flüsschen also, das Sarajevo durchzieht, das freilich im Straßengewirr vorerst unsichtbar bleibt. Unversehens steht man dann jedoch an der Obala Kulina bana, der Uferstraße direkt an der Miljacka. Diese wird von einer heute Fußgängern vorbehaltenen Brücke überspannt.

So unscheinbar diese Straßenecke, die von der Miljacka begrenzt wird, auf den ersten Blick erscheinen mag: es handelt sich dennoch um einen welthistorischen Ort. Denn hier ereignete sich am 28. Juni 1914 das Attentat auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand (1863–1914). 1908 war Bosnien, das trotz seiner formalen Zugehörigkeit zum Osmanischen Reich bereits 1878 besetzt worden war, von Österreich-Ungarn annektiert, also förmlich an seinen Staatsverband angeschlossen worden – auf Dauer, wie die Wiener Verantwortlichen dachten. Mit der Besetzung wurden in Bosnien rund 1,5 Millionen Menschen 1878 faktisch, 1908 dann formell habsburgische Untertanen. Der Anteil

der bosnischen Muslime an der Gesamtbevölkerung betrug etwa 35 Prozent, etwa 21 Prozent waren kroatischer (d. h. in der Regel römisch-katholischer Konfession), rund 42 Prozent serbischer Nationalität (d. h. in der Regel serbisch-orthodoxer Konfession). Der Anteil der jüdischen Bevölkerung lag bei rund 0,5 Prozent. Gegen den Anschluss an Österreich-Ungarn gab es vor allem im serbischen Bevölkerungsteil große Vorbehalte, da viele von dessen Angehörigen eine Eingliederung in das inzwischen entstandene benachbarte Königreich Serbien bevorzugt hätten.



Österreich-Ungarn gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Eine Gruppe zumeist junger serbischer Aktivisten plante daher einen Anschlag auf den Erzherzog, dessen Besuch in der bosnischen Hauptstadt angekündigt war. Durch eine ganze Reihe unvorhersehbarer Zufälle, Missverständnisse und heute unverständlich erscheinender Nachlässigkeiten sah sich am 28. Juni 1914 einer der Attentäter, nämlich der damals 19-jährige bosnisch-serbische Student Gavrilo Princip unversehens an dieser Straßenecke in unmittelbarer Nähe des offenen Kraftfahrzeugs, in dem der Erzherzog und dessen Ehefrau Sophie (1868–1914) saßen. Durch einen Irrtum des Chauffeurs kam der Wagen unmittelbar vor Princip sogar zum Stehen. Dieser gab aus einer mitgeführten Pistole zwei Schüsse ab.

Diese gehören gewiss zu den folgenreichsten Schüssen der Weltgeschichte: Sowohl Erzherzogin Sophie wie auch Erzherzog Franz Ferdinand wurden tödlich verletzt. Da die österreichische-ungarische Regierung unter Kaiser Franz Joseph (1830–1916), dessen Neffe und designierter Nachfolger Franz Ferdinand war, zumindest von einer Mitverantwortung der serbischen Regierung an dem Anschlag ausging (und dies nicht völlig grundlos) und weitreichende Vergeltungsmaßnahmen anstrebte, kam es zu einer Kette sich steigernder internationaler Spannungen. Denn das russische Zarenreich verstand sich als Schutzmacht Serbiens, während Österreich-Ungarn Rückhalt beim deutschen Kaiserreich fand. Die fortschreitende »Juli-Krise« mündete schließlich rund vier Wochen später in den Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Dieser kostete – nach groben Schätzungen – bis 1918 rund neun Millionen Soldaten und etwa sechs Millionen Zivilpersonen aus allen beteiligten Staaten das Leben.

Einmal mehr ist es eine Markierung auf dem Straßenpflaster Sarajevos, der man wohl kaum ohne Schaudern ansichtig werden kann.

Der Attentäter Gavrilo Princip versuchte unmittelbar nach der Tat vergeblich sich das Leben zu nehmen. So geriet er in Haft und wurde – mit anderen Beteiligten vor ein österreichisch-ungarisches Gericht gestellt – im Herbst 1914 zu 20 Jahren schwerer Kerkerhaft verurteilt. Da Princip zum Zeitpunkt der Tat noch nicht 20 Jahre alt war, konnte er nach dem geltenden Strafrecht der Habsburgermonarchie nicht zum Tode verurteilt werden. Er starb dennoch mit nur 23 Jahren am 28. April 1918 – wenige Monate vor dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns – von den schweren Haftbedingungen zermürbt und vermutlich schon zuvor an Tuberkulose erkrankt.

Dem Attentatsort gegenüber, direkt am Ufer der Miljacka, wurde 1917 ein Denkmal für Franz Ferdinand und seine Frau Sophie errichtet. Dieses verschwand nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie, als Bosnien 1918/19 Teil des neu gegründeten jugoslawischen Staates wurde, der von Beginn an serbisch dominiert war, mit einer serbischen Königsdynastie an der Spitze. Die Brücke, die in unmittelbarer Nähe zum Tatort das Flüsschen überspannt, wurde nach Princip



Standort des Attentäters Gavrilo Princip am 28. Juni 1914



Denkmal für Ivo Andrić in Sarajevo, im Hintergrund das Gebäude des Ersten Gymnasiums

benannt. Heute, lange nach dem Untergang Jugoslawiens (freilich des »zweiten« Jugoslawien nach dem Zweiten Weltkrieg), hat sie ihren überlieferten Namen »Lateiner-Brücke« zurück. Gavrilo Princip wird – je nach Standort des Betrachters – als politischer Gewalttäter und Mitverursacher einer ungeheuren Katastrophe gesehen oder – so noch heute vielfach in Serbien – als Nationalheld verehrt. In Belgrad etwa steht an repräsentativer Stelle, unweit des serbischen Regierungsviertels, eine Bronzestatue Principis.

Wer seine Schritte indes vom Attentatsort fort lenkt, ein Stück weit der Miljacka abwärts folgend und dann wieder nach rechts einschwenkend, trifft auf ein repräsentatives Gebäude, das mit seinem noch immer neobarocken Äußeren seine habsburgische Herkunft nicht verleugnen kann, könnte es doch so genauso gut in Wien oder Linz stehen. Es handelt sich um das Erste Gymnasium Sarajevos und es trägt diese Bezeichnung offenbar mit Stolz bis heute. Die Schule wurde als erste ihrer Art – also als dem westeuropäischen Bildungskanon verpflichtete, zur Universitätsreife führende höhere Bildungsanstalt – bereits 1879 auf Anordnung der österreichisch-ungarischen Regierung gegründet. Längere Zeit war das Erste Gymnasium auch die einzige Schule dieser Art in ganz Bosnien – hatte also ziemlich elitären Charakter. Die Wiener Zentralregierung schuf das Gymnasium als Bildungsstätte für den künftigen Verwaltungsnachwuchs, der aus dem Land selbst rekrutiert werden sollte, in dem es bis dahin ja nur das völlig anders geartete osmanische Bildungssystem gegeben hatte.

Das Gymnasium startete mit 42 Schülern in sein erstes Schuljahr, später waren es wenige Hundert, das zeigt noch einmal, wie elitär die Schülerschaft (bis 1918 ausschließlich männlichen Geschlechts) war. Und unter diesen Schülern war seit 1911 Gavrilo Princip, der erst dort in Berührung mit der radikalen serbischen Untergrundorganisation kam, die später das Attentat auf Erzherzog Franz Ferdinand plante und durchführte. Als Mitschüler des Ersten Gymnasiums lernte auch Ivo Andrić, der spätere Literaturnobelpreisträger, Princip kennen. Andrić, der knapp zwei Jahre älter war als Gavrilo Princip, hatte das Gymnasium bereits 1912 verlassen, um zunächst in Zagreb zu studieren. Er war seinerseits ein Gegner der habsburgischen Herrschaft, war aber nicht in die Attentatspläne einbezogen. Dennoch wurde Andrić kurz nach dem Attentat verhaftet; als ihm keine Tatbeteiligung nachgewiesen werden konnte, wurde er gleichwohl noch längere Zeit an verschiedenen Orten interniert, da er als politisch unzuverlässig galt. Das mag indirekt ein Vorteil für Andrić gewesen sein, denn er wurde gleichzeitig als aus politischen Gründen für den Dienst in der österreichisch-ungarischen Armee ungeeignet eingestuft und dementsprechend während des Ersten Weltkriegs nicht einberufen. Vielleicht war das lebensrettend. Als 1918 das Königreich Jugoslawien gegründet wurde, trat

Andrić in dessen diplomatischen Dienst ein. Dort machte er Karriere, sicherlich auch begünstigt durch seine auf dem Ersten Gymnasium erworbenen Sprachkenntnisse, nicht zuletzt beherrschte er fließend Deutsch. Dass Ivo Andrić Deutsch sprach und sich auch mit der deutschen Kultur und Politik gut auskannte, war schließlich sicherlich mit Ausschlag gebend dafür, dass er im Frühjahr 1939 zum (letzten) Botschafter des Königreichs Jugoslawien in der »Reichshauptstadt« Berlin ernannt wurde. Dort konnte er allerdings nicht verhindern, dass Jugoslawien rund zwei Jahre später von NS-Deutschland im Bündnis mit Mussolinis Italien militärisch zerschlagen wurde. Andrić, der ins von deutschen Truppen besetzte Belgrad zurückkehrte, lebte dort mehr oder weniger im Verborgenen – und schrieb die Bücher (Die Brücke über die Drina/Das Fräulein/Wesire und Konsuln, alle 1945 zuerst im befreiten Belgrad erschienen), die fast durchweg in Andrićs bosnischer Heimat spielen und die ihn seit 1945 als Autor weltberühmt machen sollten.

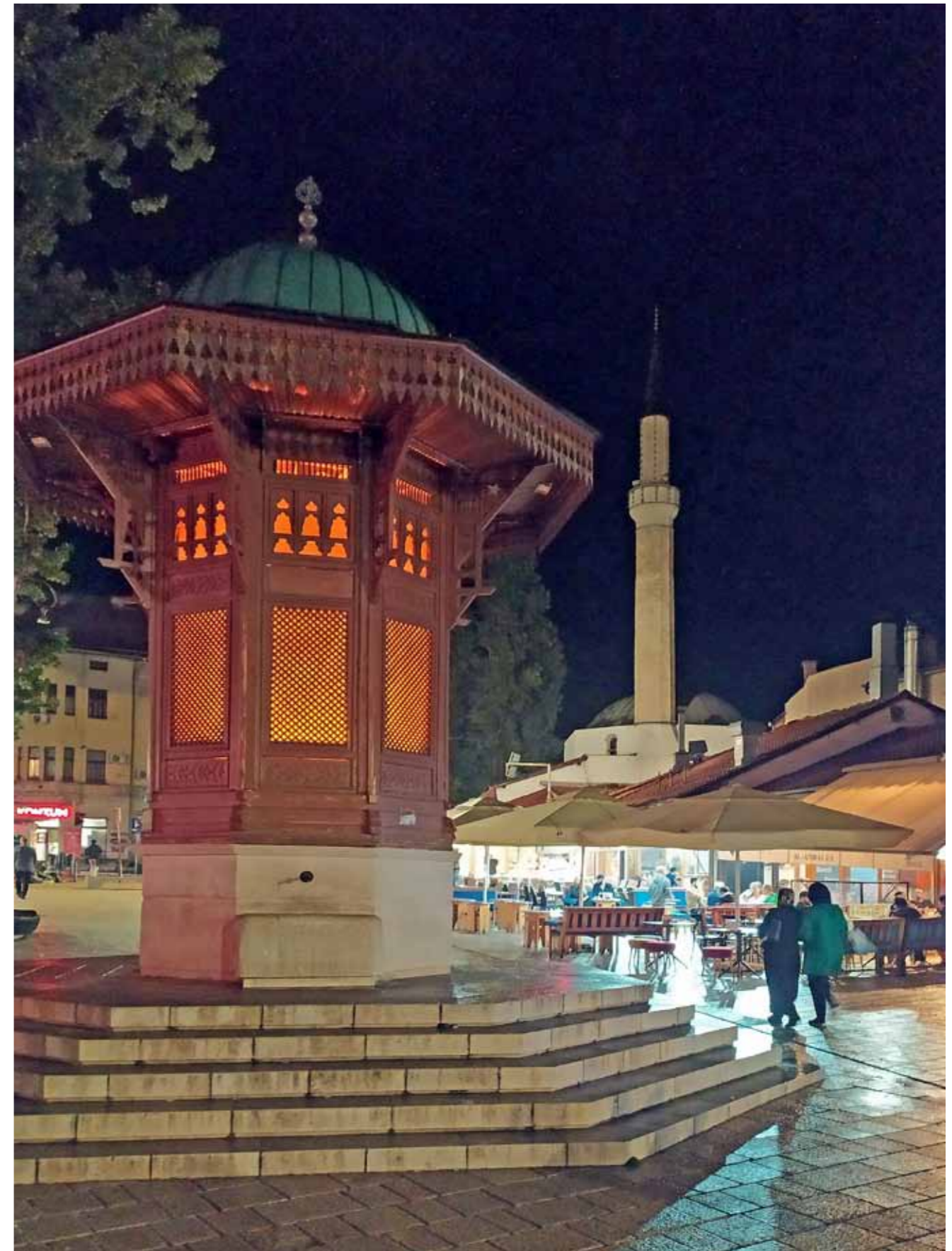
Für das kommunistische Nachkriegs-Jugoslawien wurde er so zum literarischen Aushängeschild, spätestens seitdem er 1961 den Literaturnobelpreis erhalten hatte. Der Diktator Josip Broz Tito, nahezu genauso alt wie Andrić, wusste um dessen Wert für das internationale Renommée seines Landes und ließ ihn unbehelligt, wenngleich sich sicher beide darüber im Klaren waren, dass sie politisch eigentlich nichts verband. Aber seine fließenden Deutschkenntnisse, die hatte auch Tito als einstiger habsburgischer Untertan erworben. Anders als Andrić wurde Tito 1914 zur österreichisch-ungarischen Armee einberufen, war also Soldat im Ersten Weltkrieg, wurde zum Feldwebel befördert und erhielt sogar eine Tapferkeitsauszeichnung. Die russische Kriegsgefangenschaft seit 1915 brachte ihn schließlich in Berührung mit den Bolschewiki um Wladimir I. Lenin und deren kommunistischer Ideologie. Im gleichen Jahr, in dem Andrić in den diplomatischen Dienst des jungen jugoslawischen Staates eintrat, nämlich 1920, kehrte Tito in seine Heimat zurück und begann seinen Aufstieg in der zunächst unbedeutenden, zeitweilig verbotenen kommunistischen Partei Jugoslawiens. Also wurden für beide, Andrić und Tito, im und durch den Ersten Weltkrieg die politischen Weichen gestellt, nur in ganz verschiedene Richtungen. So scheint es von geradezu symbolischer Bedeutung zu sein, dass die Denkmale, die in Sarajevo an beide, Andrić und Tito, erinnern, in gehörigem Abstand zueinander zu finden sind. Die Büste Ivo Andrićs ist kaum zu verfehlen: Sie befindet sich in einem kleinen Park, schräg gegenüber von Andrićs (und Principis) einstiger Schule, dem Ersten Gymnasium. Die Fußgängerzone in der Ferhadija-Straße ist nahe, die Altstadt auch, so mag mancher Sarajevo-Besucher auch zufällig auf das Andrić-Monument stoßen, deren es einige in Bosnien gibt, ist er doch dessen wohl bis heute bekanntester Sohn (jedenfalls für Literaturinteressierte).

Das Denkmal für den gebürtigen Kroaten Tito ist indes nicht ganz so leicht auffindbar. Wer es in Augenschein nehmen möchte, muss nämlich von Hotel Holiday aus den Weg nicht in Richtung der Altstadt einschlagen, sondern er muss ein Stück weit der einstigen »Sniper Alley« in die entgegengesetzte Richtung folgen, also stadtauswärts. Dort steht er dann, ein noch jugendlich wirkender Tito, im wehenden Uniform-Mantel als charismatischer Partisanen-General dargestellt. Es handelt sich um eine Replik des Tito-Denkmals des kroatischen Bildhauers Antun Augustinčić (1900–1979), welches dieser bereits 1948 schuf. Versionen beziehungsweise Repliken dieses Werkes soll es in Jugoslawien zwischen 20 und 40 gegeben haben. Das Gebäude hinter der Statue des kommunistischen Machthabers im wiedergegründeten Nachkriegs-Jugoslawien, der gerade zu Beginn seiner Herrschaft mit brutalen Methoden gegen seine tatsächlichen oder vermeintlichen politischen Gegner vorgehen ließ (bis hin zur systematischen physischen Vernichtung), gehört heute zur Universität Sarajevo. Diese besteht erst seit 1949 und war längere Zeit die einzige Universität in Bosnien. Hinter Tito residiert heute die erst 1993 begründete Fakultät für Kriminologie und Sicherheitsstudien. Diese räumliche Nähe mag Zufall sein, gleichwohl handelt es sich um eine geradezu idealtypische Ironie der Geschichte.

Ach Sarajevo, man möchte dich lieb gewinnen, allen Schrecken zum Trotz ... Denn du bist schön und verlockend – und nicht nur wegen der Süßigkeiten, die in der Baščaršija angeboten werden und denen zu widerstehen nicht einfacher wird, wenn man die Stadt ein wenig zu Fuß durchstreift hat.



In der Baščaršija, abends



In den Dinarischen Alpen



sich über Passhöhen mühen muss. Wir treffen weniger als 60 Kilometer südwestlich von Sarajevo auf die Neretva. Die gehört, anders als die Miljacka in Sarajevo, nicht zum nach Osten gerichteten Donaufluss-System, sondern sie wird ein gutes Stück weiter südlich ins Mittelmeer münden. Und da wollen wir auch hin. Also folgen

wir der Europastraße 73, die entlang der Neretva nach Süden führt.

**E**in Zwischenstopp in der Nähe von Jablanica ermöglicht nicht nur einen Blick tief hinunter auf das smaragdgrüne Wasser der Neretva, sondern erinnert auch daran, dass hier in dieser Gegend eine der größten Partisanen-Schlachten des Zweiten Weltkriegs stattgefunden hat – wir sind also wieder auf den Spuren Josip Broz Titos unterwegs. Hier, in der damals noch ungleich unwegsameren Gebirgsregion hielt sich ein großer Teil der Partisanen-Verbände der von Tito geführten »Jugoslawischen Volksbefreiungsarmee« auf. Seit Januar 1943 (als zeitgleich in Stalingrad die 6. Deutsche Armee unterging) versuchten die deutschen Besatzungskräfte mit militärischer Unterstützung durch die italienische Armee Titos Einheiten einzukesseln und zu vernichten. Beteiligt daran waren auch Einheiten des mit NS-Deutschland verbündeten kroatischen Ustascha-Regimes und serbische Tschetnik-Einheiten, die ihrerseits gegen die kommunistischen Partisanen kämpften. Dies wirft noch einmal ein Schlaglicht darauf, wie kompliziert die Situation im besetzten Jugoslawien war: parallel zum von schweren Kriegsverbrechen begleiteten Vorgehen der deutschen und italienischen Besatzer war eine Art Bürgerkrieg im Gange, in dem zeitweilig die jeweiligen Frontstellungen äußerst unübersichtlich und wechselhaft waren. Hauptleidtragend war die Zivilbevölkerung; Jugoslawien verlor zwischen 1941 und 1945 rund 10,6 Prozent seiner Gesamtbevölkerung, unter den etwa 1,6 Millionen Kriegstoten waren circa 950.000 Zivilpersonen. Prozentual waren dies nach der Sowjetunion und Polen die dritthöchsten Kriegsverluste. Bei der Schlacht an der Neretva, die bis zum April 1943 andauerte, erlitten Titos Partisanen zwar schwere Verluste, ihre völlige Einschließung und Vernichtung misslang allerdings. Denn durch ein geschicktes Täuschungsmanöver gelang es Tito, einen erheblichen Teil seiner Truppen (einschließlich der mitgeführten Verwundeten, die sonst mit Sicherheit ermordet worden wären) über die Neretva zu bringen, um sich dann Richtung Montenegro abzusetzen. Tito selbst ließ

Schließlich müssen wir Sarajevo doch den Rücken kehren. Wir verlassen ein letztes Mal das Hotel Holiday, das übrigens inzwischen eher den »Normal-Touristen« erwartet, als die wirklich zahlungskräftige Klientel. Wir durchfahren – vorbei an Titos Bronze-Statue – ebenfalls zum letzten

Mal die einstige »Sniper Alley«, ohne Lebensgefahr durch Beschuß, gottlob, und lassen bald die Außenbezirke der bosnischen Hauptstadt hinter uns. Die Straßen sind nicht (mehr) schlecht, aber ich möchte dennoch um keinen Preis mit unserem Busfahrer tauschen, schon gar nicht, wenn uns einer der zahlreichen Sattelschlepper entgegenkommt. Da denke ich mehrfach mit eingezogenem Genick: das passt keinesfalls ... Es passt doch und unser Fahrer zeigt dabei keinerlei Aufgeregtheit.

Wir streben nach Südwesten, der Mittelmeerküste zu. Und erst jetzt wird für uns unzweideutig sichtbar, dass Bosnien (und die Herzegowina, die wir bald erreichen werden) ein Gebirgsland sind.

Da möchte ich gleich den Bus verlassen und loswandern, überkommen mich doch beinahe Chiemgauer Heimatgefühle. Und das strahlende Wetter tut ein Übriges. Doch halt: gerade in weniger besiedelten Regionen Bosniens tut man noch immer gut daran, sich nur auf häufig benutzten Straßen und Wegen zu bewegen. Denn eine schreckliche Erbschaft des Krieges bis zur Mitte der 1990er-Jahre besteht auch noch immer in vermutlich Tausenden nicht geräumter Landminen. Eine internationale Hilfsorganisation, die auf Landminenkartierungen und -räumungen spezialisiert ist, ist Ende 2023 noch davon ausgegangen, dass es in Bosnien-Herzegowina zusammen noch knapp 840 Quadratkilometer große Gebiete gibt, in denen Landminen weiterhin eine Bedrohung darstellen.<sup>4</sup> 840 Quadratkilometer Lebensgefahr – das ist nicht ganz die Fläche unseres Bundeslandes Berlin oder fast vier Mal die Fläche Düsseldorfs ...

Ich bleibe also, natürlich, schön wo ich bin, im Bus nämlich. Ein Gebirge – hier der bosnische Teil der Dinarischen Alpen, die maximal etwa 2.100 Meter Höhe erreichen – durchquert man am besten entlang größerer Flussläufe. Das bringt zwar viele Kurven mit sich, wenn die Straße dem Weg folgt, den das Wasser sich über Hunderttausende von Jahren durch die Gesteinsmassen gebahnt hat, vermeidet aber, dass man

<sup>4</sup> www.handicap-international.de

Die Neretva bei Jablanica mit zerstörter Filmbrücke von 1968



die einzige Brücke über die Neretva sprengen, den deutschen Truppen so den Fehlschluss nahelegend, er sei gezwungen nach Norden zu marschieren und nicht nach Süden. Indes sorgte er insgeheim für eine provisorische Wiederherstellung der selbst gesprengten Brücke, konnte so seine verbliebenen Truppen an das Südufer der Neretva verlegen und entkam dem Zangenangriff der Besatzer und ihrer Verbündeten, da diese Titos Finte zu spät erkannten. Mit dem geretteten Teil seiner Einheiten behauptete sich Tito in der Folgezeit und konnte die schlagkräftigste Streitmacht gegen die Besatzer überhaupt aufstellen. Dadurch erst wurde der Blick der britischen Regierung auf die kommunistischen Partisanen gerichtet und Premierminister Churchill sorgte dafür, dass diese fortan vor allem mit Waffenlieferungen unterstützt wurden. Das wiederum war eine Voraussetzung dafür, dass Tito nicht in einer einseitigen Abhängigkeit von Stalins Sowjetunion verblieb. Das Entkommen an der Neretva war also eine wichtige Etappe auf dem Weg Titos, sich zum Herrn über Nachkriegs-Jugoslawien aufzuschwingen, ohne dabei völlig von der Gunst Stalins abzuhängen (wie die deutschen Kommunisten, denen er zur Macht in der Sowjetischen Besatzungszone, also der späteren DDR verhalf). Demgegenüber hatten Tito und seine kommunistischen Gesinnungsgenossen vor 1941 in Jugoslawien kaum politische Bedeutung gehabt.

**D**ie halb in den Fluss gestürzten Brückenteile bei Jablanica sind allerdings keine direkte Erinnerung an Titos folgenreiche taktische Volte. Die Trümmer der tatsächlichen historischen Brücke sind längst verschwunden. Die Brückenreste, die heute noch sichtbar sind, stammen erst aus dem Jahr 1968. Damals wurde in der Volksrepublik Jugoslawien längst am Mythos des »unbesiegbaren« Partisanen-Generals Josip Broz Tito gearbeitet, inzwischen allmächtig erscheinender Staatschef seit mehr als zwei Jahrzehnten. Antun Augustinčićs Tito-Statuen standen schon dutzendweise im Land, jetzt wollte Tito seinen Ruhm auch durch das Kino verbreitet sehen. Daher verwirklichte der jugoslawische Star-Regisseur Veljko Bulajic (1928–2024) das vermutlich teuerste Filmprojekt des Landes überhaupt, nämlich den Spielfilm »Die Schlacht an der Neretva«. Der sollte die Geschichte vom heroischen Kampf der kommunistischen Partisanen nicht nur in Jugoslawien untermauern, wo sie ohnehin alle Schulkinder vermittelt bekamen. Vielmehr wollte Tito auch

das Ausland beeindrucken, verstand er sich doch als Führungsfigur der »blockfreien« Staaten im andauernden Kalten Krieg. Daher wurden nicht nur Ko-Produzenten aus der Bundesrepublik Deutschland, Italien und den USA geworben, sondern darüber hinaus ein internationales Star-Ensemble verpflichtet, dessen Gagen die Kosten allein beträchtlich in die Höhe trieben. Yul Brunner (1920–1985) und Orson Welles (1915–1985) waren Spitzenverdiener aus Hollywood, mit Curd Jürgens (1915–1982) und Hardy Krüger (1928–2022) spielten (west-)deutsche Topstars mit, Franco Nero (geb. 1941) zählt bis heute zu bekanntesten italienischen Filmschauspielern. Eine Hauptrolle übernahm aber auch Sergej Bondartschuk (1920–1994), der das sowjetische Kino als Schauspieler und Regisseur maßgeblich mitgeprägt hat. Denn Tito hatte sich nach dem frühen Bruch mit

Stalin (1948), der ein feindseliges Verhältnis zur Folge hatte, inzwischen auf einen modus vivendi mit der Sowjetunion verständigt, in der nach Stalins Tod (1953) die Macht neu verteilt worden war.

**D**er dramatische Höhepunkt des internationalen Prestigeprojekts im Spielfilm-Format war natürlich die Sprengung der Brücke über die Neretva. Da es diese aber nicht mehr gab, wurde sie nachgebaut, der Nachbau dann ganz real in die Luft gesprengt – Kino eben, vor dem Aufkommen der computergenerierten Bilder von heute. Und die Reste dieser Film-Brücke sehen wir in den Fluten der Neretva liegen. Der Film kam Ende 1969 in die Kinos und das nicht nur in Jugoslawien, sondern fast weltweit. Er wurde 1970 für einen »Oscar« als bester fremdsprachiger Film nominiert, erhielt die Auszeichnung aber nicht. Wer mag, kann sich das pathosgeladene Opus jederzeit anschauen, sogar kostenlos.<sup>5</sup> Interessierte sollten allerdings rund zweieinhalb Stunden Zeit mitbringen.

Tito, der in »Die Schlacht an der Neretva« nicht direkt als Rolle verkörpert wurde, hatte Gefallen gefunden am Kinospetaktel und sorgte für das Zustandekommen des Nachfolge-Films. Dieser erinnerte an die tatsächlich der Schlacht an der Neretva folgende Sutejska-Schlacht in Südost-Bosnien, bei der im Mai und Juni 1943 deutsche, italienische und Ustascha-Truppen einen erneuten Versuch unternahmen, Titos Partisanen-Armee vollständig zu vernichten. Wiederum

<sup>5</sup> www.youtube.com/watch?v=yFfgqrbC7f8

erlitten die kommunistischen Freischärler schwere Verluste, wiederum gelang es aber nicht, Titos militärische Schlagkraft ganz zu brechen. Diesmal allerdings wurden Hunderte von in Gefangenschaft geratenen Verwundeten – einschließlich des ärztlichen und des Pflegepersonals – von deutscher Seite ermordet. Die blutige und brutale Sutejska-Schlacht wurde 1973 filmisch nachgestellt, als rein jugoslawische Produktion unter dem Titel »Die fünfte Offensive«. Auf ein internationa-

les Star-Aufgebot wurde verzichtet, jedoch mit einer Ausnahme: Da Tito selbst als Filmfigur auftrat, wurde für diese Rolle Richard Burton (1925–1984) verpflichtet, der damals wohl teuerste Hollywood-Star überhaupt. Tito und Burton lernten sich auch persönlich kennen und sollen Gefallen aneinander gefunden haben, beide nicht zuletzt für ihren ausgiebigen Alkoholkonsum bekannt. Aber in den Spielfilmen nachempfundenes Kriegsgesche-

hen war hier in dieser Gegend blutige Realität. Wir sind also unterwegs in gewissermaßen geschichtspolitisch vermintem Gelände, denn die deutschen Kriegsverbrechen in Jugoslawien wurden in Nachkriegs-Deutschland lange wenig beachtet oder verleugnet. Umgekehrt kam es aber auch, vor allem 1944/45, zu massiven Völkerrechtsverletzungen gegenüber deutschen Kriegsgefangenen und Angehörigen der deutschsprachigen Minderheiten auf jugoslawischem Territorium. Ach, Bosnien ...

**W**ir folgen der Neretva bis zu unserem nächsten Zwischenziel: Mostar. Ein Muss für Besucherinnen und Besucher Bosnien-Herzegowinas, das in keinem Reiseführer fehlt. Und wer einmal auf der berühmten Alten Brücke über der Neretva gestanden und den Blick auf die Stadt genossen hat, weiß warum. Umgekehrt ist die Alte Brücke selbst wohl eines der am häufigsten fotografierten Motive in ganz Bosnien-Herzegowina.



Mostar, von der Alten Brücke fotografiert

Stari most – Alte Brücke in Mostar



Neben der von Ivo Andrić in der Weltliteratur bekannt gemachten Mehmed-Paša-Sokolović-Brücke über die Drina in Višegrad, rund 200 Kilometer nordöstlich von Mostar, gewissermaßen am anderen Ende von Bosnien-Herzegowina, ist die Alte Brücke wohl eines der bekanntesten historischen Bauwerke in Bosnien-Herzegowina überhaupt. Sie verdankt – wie die erstgenannte – ihre Entstehung der Erschließung des Landes durch die neuen Machthaber nach der osmanischen Eroberung im 15. Jahrhundert. Die Brücke wurde auf Geheiß Süleymans I. (um 1494–1566) zwischen 1556 und 1566 errichtet, der einer der mächtigsten Sultane überhaupt war. Sie ist mehr als 28 Meter lang und erreicht an ihrem Scheitelpunkt eine Höhe von fast 20 Metern über dem Wasser der Neretva. Schon durch die pfeilerlose Konstruktion ist sie ein imposantes Bauwerk. Je nach Tageszeit ist man, wenn man sie überquert, mehr oder weniger dem touristischen Gedrängel ausgeliefert (zugleich natürlich ein Teil davon), aber eindrucksvoll bleibt die Überquerung allemal. Es ist indes nicht mehr das originale Bauwerk aus dem 16. Jahrhundert, das sich dem Besucher von heute darbietet. Auch Mostar wurde durch den Bosnien-Krieg grundlegend verändert. Vor dessen Beginn bezeichneten sich bei einer Volkszählung (1991) etwa ein Drittel der Bewohner als (muslimische) Bosniaken, ebenfalls etwa ein Drittel als (katho-

lische) Kroaten, knapp 19 Prozent als (orthodoxe) Serben und etwas mehr als 10 Prozent als »Jugoslawen«. In der ersten Kriegsphase 1992/93 unterstützten sich bosniakische und bosnisch-kroatische bewaffnete Kräfte im Kampf gegen bosnisch-serbische Verbände. Im Zuge dieser gewaltsamen Auseinandersetzungen floh der allergrößte Teil des sich als serbisch bezeichnenden Teils der Stadtbevölkerung oder wurde vertrieben. In der folgenden Kriegsphase wandten sich bosnisch-kroatische und bosniakische Kräfte gegeneinander in teilweise äußerst brutalen Kämpfen. Dabei kam es dazu, dass die Bevölkerung in Mostar sich fast vollständig aufteilte: im westlich der Neretva gelegenen Teil verblieben fast nur Kroaten, im östlich des Flusses gelegenen Teil fast nur Bosniaken. Die Kriegshandlungen führten in der ganzen Stadt zu schweren Zerstörungen, weltweites Aufsehen erregte aber wohl nur die gezielte Zerstörung der Alten Brücke durch bosnisch-kroatische Truppen im November 1993. Einige der Hauptverantwortlichen auf bosnisch-kroatischer Seite für diese Tat und weitere Kriegsverbrechen sind später vor dem ICTY angeklagt und verurteilt worden.<sup>6</sup> Bereits 1995 wurde mit Unterstützung der United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (UNESCO)

<sup>6</sup> [www.icty.org/x/cases/prlic/cis/en/cis\\_prlic\\_al\\_en.pdf](http://www.icty.org/x/cases/prlic/cis/en/cis_prlic_al_en.pdf)

In Mostar, gar nicht weit von der Alten Brücke



Im kroatisch dominierten Westteil Mostars

mit dem Wiederaufbau begonnen, der auch von der Weltbank und der Türkei unterstützt wurde. Eine türkische Firma erhielt den Auftrag zur originalgetreuen Rekonstruktion der Brücke, bei dem allerdings nur noch wenige Steine des ursprünglichen Bauwerks wiederverwendet werden konnten. 2005, kurz nach der Fertigstellung, wurden die Brücke und ihre unmittelbare Umgebung in die Weltkulturerbe-Liste der UNESCO aufgenommen.

Wer Mostar heute besucht, kann also die berühmte Brücke wieder überqueren. In ihrer direkten Nachbarschaft gibt es alles zuhauf, was das touristische Herz begehrt (oder auch nicht). Wer sich allerdings nur einige Straßenzüge weiter begibt, trifft auf eine noch immer vom Krieg gezeichnete Stadt.

Wer etwa das Hotel bezieht, in dem wir untergebracht waren, erfährt auf dem kurzen Weg in Richtung der berühmten Brücke nur wenige Schritte weiter, auf wessen Seite der Stadt man sich befindet. HVO steht für Hrvatsko vijeće obrane – übersetzt »Kroatischer Verteidigungsrat«, das waren die bewaffneten Verbände der bosnischen Kroaten. In beiden Teilen der Stadt, sind bis jetzt keineswegs alle Kriegsschäden beseitigt.

Ach, Bosnien ... Schönheit und Schrecken scheinen bei dir stets zusammenzugehören.

Die Neretva von der Burgruine Počitelj aus



Wir verlassen Mostar und verabschieden uns beim idyllisch wirkenden Počitelj mit einem letzten Blick von der Burgruine aus von der Neretva, die durch die niedriger werdenden Hügelketten in Richtung Mittelmeer entschwindet. Beim kroatischen Ploče wird sie münden. Die Burg Počitelj wurde einst im 15. Jahrhundert von den christlichen Königen Bosniens errichtet. Als sie 1471 von osmanischen Truppen besetzt wurde, war dies eine bedeutende Etappe der Eroberung Bosnien-Herzegowinas durch die Truppen des Sultans. Der Ort wurde zu einem wichtigen Stützpunkt der osmanischen Herrschaft, nicht zuletzt daran sichtbar, dass auch eine große Moschee errichtet wurde. Die Šišman Ibrahim-Paša-Moschee wurde 1562/63 errichtet und ist kulturgeschichtlich besonders bedeutsam. Allerdings wurde sie während des Bosnien-Krieges 1993 ihrerseits weitgehend zerstört und erst 2005 wiederhergestellt. Auf dem Parkplatz unterhalb des Ortes kaufe ich, kurz bevor wir wieder aufbrechen, von einer freundlichen älteren Frau, die ihren einfachen Holztisch dort aufgebaut hat, für wenig Geld eine Tüte Feigen, die gewiss selbst geerntet sind. Bessere habe ich nie gegessen. Ach, Bosnien ...

Von Počitelj sind es nur wenige Kilometer zur kroatischen Grenze. Ein an diesem Tag leer wirkender Grenzübergang, ein Bus voller EU-Bürgerinnen und -Bürger bei der Wiederreise nach Schengen-Europa – das geht schnell. Eine offenkundig ziemlich neue kroatische Autobahn, da werden die rund 150 Kilometer Wegstrecke rasch zurückgelegt. Und dann: Split.

Split – die Uferpromenade



Dass sich hier ein römischer Kaiser einst einen gewaltigen Altersruhesitz errichten ließ, leuchtet unmittelbar ein – hier ist gut sein. Kaiser Diokletian (nach 236 – um 312) kannte die Gegend, er stammte von hier, die milde dalmatinische Küste mit ihrem ganz eigenartigen Licht war ihm wohlvertraut. Nachdem er als durchsetzungsstarker und reformorientierter Herrscher dem bereits wankenden Römischen Reich zu einer späten Stabilisierungsphase verholfen hatte, ließ er sich im heutigen Split seit etwa dem Jahr 295 einen riesigen Palastkomplex errichten, den er im Jahr 305 bezog. Zuvor hatte er als einziger römischer Kaiser seinen freiwilligen Amtsverzicht erklärt. Zwar blieben Diokletian nur wenige Jahre, in denen er dort lebte, und möglicherweise starb er eines gewaltsamen Todes, seine einstige Wohnstätte macht Split jedoch bis heute unvergleichlich. Auch wenn über die Jahrhunderte vielfache Veränderungen vorgenommen wurden und einiges in Trümmern liegt – das imponiert allemal noch genug. Ja, Diokletian hatte recht: Split ist ein Ort zum Durchatmen. Kroatien, seit 1991 unabhängig und seit 2013 EU-Mitglied, war bereits als Jugoslawien noch existierte vielen Deutschen als Urlaubsland vertraut. Auch für das kommende Jahr rangiert Kroatien unter den Top Ten-Zielen der Deutschen, die ihren Urlaub planen.<sup>7</sup> Bosnien-Herzegowina kann da bei weitem nicht mithalten, wenngleich das Land sich gegenwärtig gezielt

<sup>7</sup> [www.handelsblatt.com/arts\\_und\\_style/lifestyle/urlaubsziele-2024-das-sind-die-beliebtesten-reiseziele-der-deutschen/24597070.html](http://www.handelsblatt.com/arts_und_style/lifestyle/urlaubsziele-2024-das-sind-die-beliebtesten-reiseziele-der-deutschen/24597070.html)

Ein Fries im ehemaligen Diokletians-Palast in Split



gerade um mehr interessierte Besucherinnen und Besucher aus Deutschland bemüht.<sup>8</sup>

Und: Ach Bosnien, du hast es verdient, dass mehr Menschen dich kennenlernen, auch wenn du keine schönen Strände am Mittelmeer zu bieten hast und wenn die Neretva eher nicht zum Baden einlädt. Denn sie gilt, ihrer gebirgigen Herkunft gemäß, als kältester Fluss der Welt. Doch Bosnien bietet eine so große Vielfalt an Kultur und Geschichte, dass jeder Besuch lohnt, und wie!

Und die Menschen in diesem Land verdienen unser Interesse, wie die neugierig-freundliche Frau mittleren Alters, die uns in Sarajevo auf der Straße ein Stück oberhalb des War Child Museum anspricht, uns zunächst für Franzosen haltend. Wir klären sie über unsere deutsche Herkunft auf, verständigen uns in einem Gemisch aus Französisch und Englisch, nachdem sie uns in ihr nahes Heim gebeten hat, bosnische Gastfreundschaft in selbstverständlichster Art. Die Eier, die eigens für uns gekocht werden, stammen von den eigenen Hühnern, das Brot ist selbst gebacken. Ihre fließenden Französisch-Kenntnisse hat sie als Jugendliche erworben, denn Frankreich war ihr Zufluchtland, als viele andere nach Deutschland flohen – vor den Schrecken des Krieges, die wir jetzt ein wenig besser einschätzen können als damals am Fernsehschirm. Mit ihren zwei halbwüchsigen Kindern lebt sie jetzt wieder hier in ihrer Heimatstadt Sarajevo und sorgt sich

<sup>8</sup> [www.zdf.de/nachrichten/heute-in-europa/bosnien-sucht-deutsche-touristen-100.html](http://www.zdf.de/nachrichten/heute-in-europa/bosnien-sucht-deutsche-touristen-100.html)

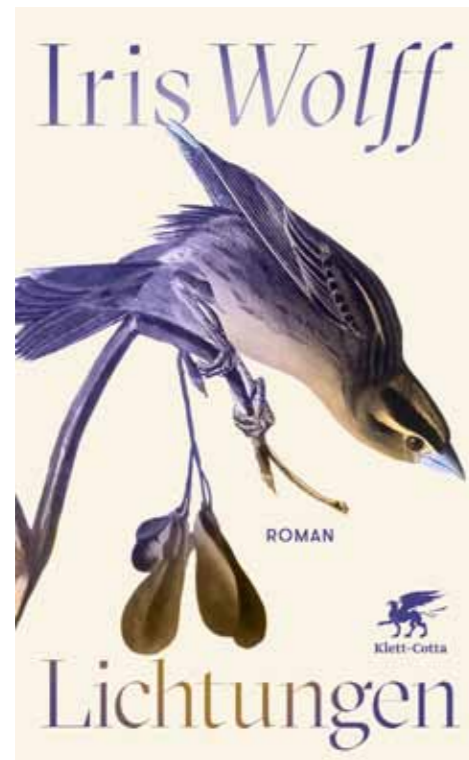
um deren Zukunft. Denn so viele junge Menschen verlassen noch immer das Land, dessen innere Konflikte im Zeichen des Dayton-Abkommens und dank anhaltender internationaler (Militär-)Präsenz seit fast 30 Jahren halbwegs ruhig gestellt, aber keineswegs gelöst sind. Wir Deutschen, wir Westeuropäer können von den Menschen in Bosnien-Herzegowina nicht erwarten, dass all das Töten, die Vertreibungen und viel weiteres Unrecht vergessen wären, die nicht einmal ein ganzes Menschenalter zurückliegen. Wir sollten dabei helfen, und zwar mit Überzeugung, dass die im Dezember 2022 formell eröffnete Perspektive eines EU-Beitritts Realität wird. Einfach wird das nicht, und kurzfristig zu erreichen schon gar nicht. Aber eine Bereicherung für die Europäische Union wird das schöne, vielfältige Land mit seiner komplizierten Geschichte auf jeden Fall sein.

Der Ausblick über Sarajevo, das im Tal der Miljacka im spätsommerlichen Dunst verschwimmt, den wir vom Haus unserer spontanen Gastgeberin aus genießen dürfen, bestärkt uns in dieser Überzeugung. ■



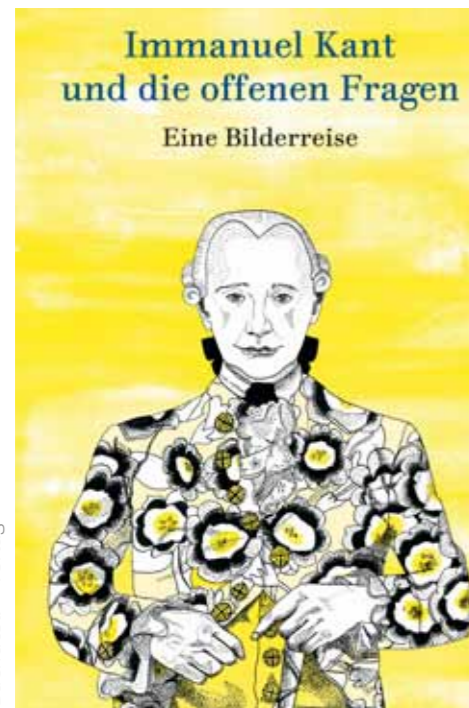
Sarajevo im September 2023

## Die Bibliothek im Gerhart-Hauptmann-Haus – eine Auswahl unserer Neuzugänge



### Iris Wolff Lichtungen

Lev wächst als Sohn Rumäniendeutscher im Norden des Landes auf. Da er nach einem Unfall nicht zur Schule gehen kann, bringt ihm die Außenseiterin Kato die Hausaufgaben. Zwischen den beiden entsteht eine zarte Bindung. Allerdings zieht es Kato später in den Westen Europas, während Lev in Siebenbürgen bleibt. Sie schickt ihm gezeichnete Postkarten von den verschiedensten Orten, an denen sie sich gerade aufhält. Später treffen sich die beiden in Zürich wieder. Der neueste Roman von Iris Wolff spielt erneut in der Heimat ihrer Kindheit und greift Themen wie die Zweisprachigkeit in einer Freundschaft und Migrationsproblematiken auf.



### Antje Herzog Immanuel Kant und die offenen Fragen

Die Gedanken des großen Philosophen haben bis heute nichts von ihrer Bedeutung verloren. Ob Erkenntnistheorie, Moral, Menschenwürde oder Völkerrecht – Kants Worte begleiten uns seit der Zeit der europäischen Aufklärung. Doch was machte die Person Immanuel Kant aus? Welchen Einfluss hatte das ostpreußische Königsberg, die Stadt, in der er den größten Teil seines Lebens verbrachte? Dieser Band lädt ein zu einer ebenso kenntnisreichen wie unterhaltsamen Bilderreise durch Kants Gedankenwelt und bietet eine biografisch gelungene Einführung in das Werk des lesenswerten Philosophen und unterstreicht die Aktualität seines kritischen Denkens.

Buchtitel: ©Verlag

### Florian Illies Zauber der Stille



Der vor 250 Jahren geborene Maler Caspar David Friedrich zählt zu den bekanntesten deutschen Künstlern der Romantik. In Kapiteln, die nach den Elementen Feuer, Wasser, Erde und Luft benannt sind, ordnet Illies die Biografie des Menschen Friedrich nicht chronologisch, sondern thematisch. Zahlreiche Anekdoten erzählen, warum die Landschaften in Walt Disneys »Bambi« so sehr an die Werke des Malers erinnern, warum die 68er-Generation ebenso wie Stalin nichts Positives an ihm finden konnte, während Rilke und Hitler das ganz anders sahen und wie Samuel Beckett von ihm inspiriert wurde.

### Teresa Willenborg Kinder im Schatten des Krieges



Buchtitel: ©Verlage

Tausende deutsche Jugendliche, Kinder und Säuglinge, die ihre Eltern im Zweiten Weltkrieg verloren hatten, blieben 1945 in Polen zurück. Sie lebten bei Pflegefamilien oder wurden in Heimen untergebracht. Sie wurden als »Kinder des Feindes« bezeichnet und hatten demzufolge mit Schmähungen und Ausgrenzung umzugehen. Außerdem hatten sie mit Vorurteilen, Verlust und Kriegstraumata zu kämpfen. Die Autorin erzählt von Kindern, die sich mit der anderen Kultur schwer taten und solchen, die in Polen eine neue Heimat fanden. Trotz schwierigster Umstände waren viele Kinder in der Lage, sich den Gegebenheiten anzupassen, um später ihren eigenen Weg gehen zu können.

### Witold Szablowski Die Köche des Kreml



Nach vor dem russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine reiste der Autor auf der Suche nach kulinarischen Geschichten durch die ehemaligen Sowjetrepubliken. Er erzählt vom Koch des Astoria, Spiridon Putin – Vladimirs Großvater – der einst Rasputin bewirten musste, und von der Köchin, die das Essen für das Gipfeltreffen zubereitete, welches das Ende der UdSSR einläutete. Aber auch tragische Ereignisse wie die von Stalin verursachten Hungersnöte in der Ukraine vor und nach dem Zweiten Weltkrieg oder die Bewirtung der ersten Liquidatoren nach dem Reaktorunglück von Tschernobyl werden in dem Buch gewürdigt.

### Viktor Jerofejew Der große Gopnik



Der Roman ist vielschichtig und wird vom Autor selbst als »Horrorkomödie« bezeichnet. Mit einer gewissen Ironie geschrieben, vereint das Buch Szenen von Prophezeiungen, Familienchroniken, Liebesgeschichten, humorvollen Streichen und mystischen Einsichten. Im Mittelpunkt steht der Konflikt zwischen Kultur und Staat in Russland. Der Staat verkörpert das kollektive existentielle Porträt des Herrschers im modernen Russland, der niemanden verschont, niemanden begnadigt und nach Unsterblichkeit strebt. Der Roman ist bereits in eine Reihe von Sprachen übersetzt worden. Als Theaterstück wurde das Buch im März 2024 mit großem Erfolg in Freiburg uraufgeführt.

Buchrezension von Winfrid Halder

## Weihnachten in Prag

Jaroslav Rudiš

Es gibt keine guten Weihnachtsgeschichten mehr. Denn irgendwie ist Weihnachten ja auch verschwunden, weitgehend jedenfalls. Trotz all der sogenannten Weihnachtsmärkte, die gefühlt auf jedem größeren Platz in der Stadt aufgebaut werden, im November – noch vor Christkönig, wenn noch nicht einmal der erste Advent den Beginn des neuen Kirchenjahrs markiert hat. Und dann dröhnt es wochenlang aus den Lautsprechern, irgendwie dröhnend muten auch all die bunten Lichter an, die mehr oder weniger rhythmisch an und ausgehen. Und Ströme von Glühwein fließen, die machen die vorweihnachtliche Zeit auch nicht eben stiller.

Und Stille war doch einst das Kennzeichen der vier Wochen – nicht mehr und nicht weniger – vor dem Weihnachtsfest. Die Stille ist verschwunden, so wie, irgendwie jedenfalls, Weihnachten. Oder wie die Krippe mit dem Kind und dem betenden Elternpaar, die immer zum Bildprogramm der Adventskalender gehörten, aus denen auch ich als Kind jeden Tag die kleinen Schokoladestückchen herausholte. Die Kalender mit den 24 Türchen und den Schokoladestückchen, die gibt es noch, bunter denn je, aber als Adventskalender sind sie kaum noch zu bezeichnen, fehlt doch trotz aller Buntheit jetzt zumeist jeder konkrete Hinweis auf das bevorstehende christliche Hochfest. All die Rentiere, Weihnachtsmänner und Schneeballschlachten – dem Klimawandel zum Trotz – stehen einfach nur für die bevorstehenden Tage gegen Jahresende, des kalendarischen Jahresendes, denn das Kirchenjahr hat ja gerade erst begonnen. Ich will darüber gar nicht klagen, die Kalender sind jetzt eben so, wie diejenigen, die sie kaufen, sie haben wollen, die Weihnachtsmärkte sind ebenso wie diejenigen, die sie besuchen, sie haben wollen. Sonst würden sie ja weder kaufen noch hingehen. Das ist also alles in Ordnung, wem das nicht behagt, kann ja wegbleiben, so wie ich.



Buchtitel: © Verlag

Es gibt also auch keine guten Weihnachtsgeschichten mehr – sollte man meinen. Wer sich trotzdem Stille und Gelegenheit zum Lesen schafft, die sonst vielleicht fehlen, kann ja zu den bewährten Klassikern greifen. Zu Charles Dickens' Weihnachtsgeschichte etwa vom verbitterten Geizhals Scrooge, der zu Weihnachten seine so unerwartete Läuterung erfährt. Die wieder zu lesen, damit macht man nichts verkehrt, das steht fest.

Ich persönlich habe indes zwei andere »Klassiker«, die ich bevorzuge: Da ist zum einen die Erzählung »Stern über der Grenze« von Edzard Schaper. Wir haben dieses Jahr an Schapers 40. Todestag erinnert, ein Autor also, der schon sehr lange tot ist – und bei vielen vielleicht vergessen. »Stern über der Grenze« ist zuerst 1947 erschienen, vor bald 80 Jahren also. Aber die Geschichte vom bitterarmen Waldhüter und Torfstecher Semjon, der in der Christnacht seine ärmliche Hütte im tiefverschneiten nördlichen Estland verlassen muss, da ihm zu seinem Schrecken klar geworden ist, dass er keine Streichhölzer mehr hat, bewegt mich eins ums andere Mal. Semjon muss nämlich seine vier Kinder zurücklassen, deren Mutter schon lange verstorben ist, und er weiß, dass

ihm und ihnen ohne Feuer der Erfrierungstod droht. Semjon kehrt nicht zurück, denn der fürsorgliche Vater kommt um an jener Grenze. Über der geht dann aber jener Stern auf, der die Kinder auf wundersame Weise rettet. Man muss, man sollte das lesen. Ich jedenfalls kann's nicht so eindringlich erzählen wie Edzard Schaper.

Ich bin unentschieden, ob mir ein anderes, ebenfalls schmales Bändchen nicht noch lieber ist. Es ist ganz schlicht überschrieben mit »Eine Weihnachtsgeschichte« und stammt von Carl Zuckmayer. Vor etwas mehr als 50 Jahren war Zuckmayer der erste Träger des Heinrich-Heine-Preises hier in Düsseldorf. Er hat in den 1920er-Jahren zunächst vor allem als junger Dramatiker Furore gemacht, viele kennen gewiss sein berühmtes Stück »Der Hauptmann von Köpenick«, das 1931 erstmals auf die Bühne kam. Zuckmayer war aber auch ein vortrefflicher Erzähler und aus der gleichen Zeit wie das Drama um den straffälligen Schuster Wilhelm Voigt stammt das Bändchen »Eine Weihnachtsgeschichte«. Sie spielt im damaligen Berlin, in dem gerade die berühmten »Goldenen Zwanziger« in die ökonomische und politische Katastrophe der Weltwirtschaftskrise gemündet haben. Ein junges Paar, obdach- und mittellos, das sich in einer verzweiferten Situation befindet, findet spontan die Hilfe von Taxifahrern, eines gutmütigen Wirtes und manch anderer Menschen, die einfach helfen, weil Hilfe nötig ist. So kann die junge Frau in der Christnacht ihr Kind zur Welt bringen, da sich auf ganz unerwartete Weise eben doch noch eine Herberge findet, geschützt und umsorgt von lauter zunächst Fremden – ein modernes Hirtenvolk, das Zuckmayer da auftreten lässt.

Ich bin also versehen mit passender Lektüre, mit »meinen« Klassikern, denn es gibt ja keine guten, neuen Weihnachtsgeschichten mehr.

Und wie falsch ist das!

Jaroslav Rudiš hat mich eines besseren belehrt. Den 1972 im damals tschechoslowakischen Turnov geborenen Autor, der jetzt abwechselnd in Prag und Berlin lebt, kenne ich sogar persönlich. Ich hatte mit großem Vergnügen seinen bislang letzten Roman gelesen, »Winterbergs letzte Reise«, 2019 erschienen. Und den hat er hier bei uns im Gerhart-Hauptmann-Haus auch vorgestellt. Obwohl ich Jaroslav Rudiš also schon begegnet bin und weiß, dass er ein humorvoller, ein im allerbesten Sinne gewitzter Erzähler ist – übrigens im direkten persönlichen Umgang mindestens ebenso sehr wie in seinen Büchern – war das Büchlein »Weihnachten in Prag« für mich ein Zufallsfund. Und was für einer!

Zunächst ist es rein äußerlich einfach schön, dieses Büchlein. Denn der mit Rudiš befreundete Zeichner »Jaromír99« hat farbkraftige, genau auf die Stimmung des Textes zugeschnittene Illustrationen beige gesteuert. Die beiden, Erzähler und Illustrator, sind »stimmig« miteinander, kein Wunder – beide musizieren auch miteinander.

Das die Erzählung am Prager Hauptbahnhof beginnt und endet, überrascht diejenigen, die den Autor Rudiš bereits kennen, überhaupt nicht. Denn die Eisenbahn und alles was dazu gehört, ist ihm eine Herzensangelegenheit. Der Autor selbst kommt also in Prag an, steigt aus dem Zug aus und in die Welt seiner Kindheit und Jugend in der Moldau-Stadt ein. Er ist verabredet mit Freunden, um gemeinsam den Heiligen Abend zu verbringen, aber zunächst einmal kommt das Treffen mit den Freunden nicht zustande. So wandert der Erzähler durch das verschneite Prag – und kehrt, ebenso selbstverständlich bei Rudiš wie das Bahnfahren, in einer ganzen Reihe ziemlich spezieller Kneipen ein, in denen, natürlich, reichlich Bier fließt und in denen er auf eine ganze Reihe ziemlich spezieller Menschen trifft. Den Mann etwa, der bei der Post arbeitet, und der Kavka heißt. Kavka mit einem »v« in der Mitte, was ihn gerade in Prag ständig dazu zwingt klarzustellen, dass da eben kein »f« steht. Oder den »König von Prag«, nicht etwa den König von Böhmen in der alten Haupt- und Residenzstadt des früheren Königsreichs Böhmen, mit dem ich eher gerechnet hätte. Jaroslav Rudiš gewiss auch, denn die Geschichte seiner böhmischen Heimat ist ihm bestens vertraut. Der »König von Prag« aber zeichnet sich nicht dadurch aus, dass er im alten Königsschloss auf dem Hradschin wohnen würde, sondern vielmehr dadurch, dass er für sich in Anspruch nimmt, jedes Schloss in Prag öffnen zu können. Aus sozusagen professionellen Gründen hört er auch hartnäckig »tesoro«, als die italienische Straßenbahnfahrerin Witwe, die an diesem Heiligabend auch zunächst allein in Prag unterwegs ist, von ihrem »tesoro«, also ihrem Schatz spricht.

Es gibt noch manch andere Begegnung an diesem Abend, diesem Heiligen Abend in Prag. Es gibt keine Krippe, keinen feierlichen Gesang oder Weihrauch, weder die Teynkirche noch der Veitsdom werden auf dem nächtlichen Weg durch die Stadt betreten. Dieser Weg endet wieder auf dem Prager Hauptbahnhof – und doch scheint das Wunderbare dieser Nacht auf.

Es gibt **doch** noch gute Weihnachtsgeschichten, mindestens diese von Jaroslav Rudiš. »Weihnachten in Prag«, darüber sollte man nicht sprechen, wie ich gerade, man sollte das Büchlein lesen – und auch anschauen, wegen der ihrerseits so eigenartig schönen Illustrationen von »Jaromír99«. Kurzum: Man sollte sich das Büchlein schenken, sich selbst und anderen, denen es gewiss auch Freude machen wird. Und das schnell, denn bald ist Weihnachten, nicht nur in Prag, sondern überall!

### Anmerkung der Redaktion

Diese Publikation kann auch bei uns in der Bibliothek entliehen werden.



## »Der Warschauer Aufstand 1944«

Am 30. Oktober 2024 wurde im Gerhart-Hauptmann-Haus die Ausstellung »Der Warschauer Aufstand 1944« im Rahmen der »WarschauWeek« anlässlich des 35-jährigen Jubiläums der Städtepartnerschaft zwischen Warschau und Düsseldorf feierlich eröffnet. An der Veranstaltung nahmen zahlreiche hochrangige Gäste teil.

(vlnr.) **Marek Głuszko**, Generalkonsul der Republik Polen in Köln; **Paweł Ukielski**, stellv. Leiter des Museums des Warschauer Aufstands in Warschau; **Jan Tombiński**, ehemaliger polnischer Botschafter; **Rafał Trzaskowski**, Stadtpräsident von Warschau; **Dr. Stephan Keller**, Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Düsseldorf; **Nathanael Liminski**, Minister für Bundes- und Europaangelegenheiten, Internationales und Medien des Landes Nordrhein-Westfalen und Chef der Staatskanzlei NRW; **Paul Ziemiak**, Generalsekretär der CDU in NRW; **Jan Ołdakowski**, Direktor des Museums des Warschauer Aufstands in Warschau; **David Gregosz**, Leiter des Auslandsbüros der Konrad-Adenauer-Stiftung in Polen; **Prof. Dr. Winfrid Halder**, Direktor der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus



(vlnr.) **Jessica Breitkopf**, Leiterin Büro für Internationale und Europäische Angelegenheiten, **Dr. Katja Schlenker**, Kuratorin im GH, **Dr. Stephan Keller**, Oberbürgermeister Düsseldorf und **Rafał Sobczak**, Direktor Polnisches Institut Düsseldorf

### Prof. Dr. Winfrid Halder

Direktor der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus

»Wir Deutschen wissen zu wenig über den Warschauer Aufstand 1944. Das beginnt bereits damit, dass die meisten von uns kaum in der Lage sind, die beiden von heroischem Opfermut getragenen Aufstände in der seit Ende September 1939 von der deutschen Wehrmacht und der SS besetzten polnischen Hauptstadt auseinander zu halten. Nämlich den Aufstand im Warschauer Ghetto, dessen Bewohnerinnen und Bewohner sich im April und Mai 1943 gegen den längst begonnenen Massenerschießung zu wehren versuchten, und den mehr als ein Jahr später sich entfaltenden Warschauer Aufstand, der große Teile der Stadt und ihrer verbliebenen Bevölkerung insgesamt erfasste. Dass damit ein mangelndes Verständnis für einen zentralen Vorgang der deutsch-polnischen Verständigung im Zeichen der »Neuen Ostpolitik«, nämlich das aufsehenerregende Niederknien des damaligen Bundeskanzlers Willy Brandt vor dem Denkmal für die Kämpferinnen und Kämpfer des Ghetto-Aufstandes am 7. Dezember 1970 einhergeht, zeigt nur die Dimension der Kenntnismängel auf. Wir wissen zu wenig über die deutsche Besatzungspolitik in Polen vom Herbst 1939 bis zum Spätsommer und Herbst 1944. Zwar steht der von der NS-Führung veranlasste Massenerschießung an den rund sechs Millionen europäischen Juden – ganz zu Recht – im Mittelpunkt der deutschen Erinnerungspolitik, aber schon der Umstand, dass ein Großteil der Opfer polnischer Nationalität war und dass sich die Tatorte überwiegend auf polnischem Boden befanden, ist wohl vielen der Adressaten dieser Erinnerungspolitik nicht hinlänglich bewusst. Noch viel weniger bewusst dürfte vielen Menschen hierzulande sein, in welchem Umfang und mit welcher Brutalität vom ersten Tag der Besetzung an bis zur Befreiung auch massenhaft Verbrechen von deutscher Seite gegen die nicht-jüdische Bevölkerung Polens verübt wurden. Ebenfalls vom ersten Tag an wurde von Millionen Polinnen und Polen, aller hoffnungslos erscheinenden militärischen Unterlegenheit zum Trotz, dagegen entschieden Widerstand geleistet. [...]

### Nathanael Liminski

NRW-Landesminister für Bundes- und Europaangelegenheiten, Internationales sowie Medien, Chef der Staatskanzlei

»In diesem Jahr feiern Warschau und Düsseldorf das 35. Jubiläum ihrer Städtepartnerschaft. 85 Jahre nach dem Überfall Polens durch das deutsche Nazi-Regime und angesichts des Leids, das die Bevölkerung Polens während der deutschen Besatzung erfahren hat, ist diese langjährige Partnerschaft ein Geschenk der Geschichte. Auch heute noch ist die Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus fundamentaler Bestandteil unserer historisch-politischen Bildung und Erinnerungskultur in Nordrhein-Westfalen. Mit der Ausstellung »Der Warschauer Aufstand 1944« des Museums des Warschauer Aufstands, die jetzt in Düsseldorf gezeigt wird, bietet sich eine einzigartige Möglichkeit, das Wissen und das Bewusstsein über die Zerstörung Polens im Zweiten Weltkrieg zu vertiefen und zu stärken. Der Warschauer Aufstand hat das Geschichtsbewusstsein der Polinnen und Polen und das Selbstverständnis der Warschauerinnen und Warschauer stark geprägt. In Deutschland und auch in Nordrhein-Westfalen indes sind der Aufstand und seine Folgen noch zu wenig bekannt. Die Städtepartnerschaft Düsseldorf – Warschau leistet einen wichtigen Beitrag, diese Lücke zu schließen. [...] Dieses Jahr besuchte ich das Museum des Warschauer Aufstands und war tief bewegt. Das Museum erinnert an die Geschichten vieler einzelner mutiger Bewohnerinnen und Bewohner Warschaus, die sich der Übermacht der Besatzer 63 dramatische Tage und Nächte widersetzen. Männer, Frauen und sogar Kinder unterstützten den Kampf der polnischen Widerstandsbewegung Armia Krajowa. Eine ganze Stadt stellte unter Beweis, welche Kraft eine solidarische und freiheitsliebende Gesellschaft entfalten kann. Diese Haltung zieht sich über Generationen durch die polnische Geschichte. Die Menschen in Warschau riskierten alles, um ihrem Land und ganz Europa eine Zukunft jenseits der



50

51

Schülergruppe in der Ausstellung

Unterdrückung zu ermöglichen. Dieser Mut und diese Opferbereitschaft haben in der Geschichte tiefe Spuren hinterlassen, die uns heute noch berühren und inspirieren. Der Backsteinbau des Museums ist heute von gläsernen Wolkenkratzern umgeben, die die Skyline dieser lebendigen Stadt prägen. Die Stadt, die 80 Jahre zuvor fast vollständig von den deutschen Besatzern zerstört wurde, wurde von ihren Bewohnerinnen und Bewohnern wiederaufgebaut und hat sich beeindruckend entwickelt. Sie ist heute ein Symbol der Hoffnung für all die Städte in der Ukraine, die in den letzten beiden Jahren der Zerstörung ausgesetzt sind. Umso wichtiger ist es, dass wir Europäerinnen und Europäer aus dem Warschauer Aufstand heute die richtigen Schlüsse ziehen. Warschau hat 1944 einen einsamen Kampf geführt. Die Stadt war weitgehend auf sich alleine gestellt. Abgeschnitten von der demokratischen Welt, fast ohne militärische Unterstützung. Die Warschauerinnen und Warschauer kämpften nicht nur für ihre Freiheit, sie setzten mit ihrem Kampf ein Zeichen für all die anderen Städte in Europa, die unter deutscher Besatzung standen. Warschau kämpfte um nationale Selbstbestimmung und für ein freies Europa. Diese Kämpfe werden heute, 80 Jahre später, in der Ukraine geführt und es ist unsere Aufgabe – die Aufgabe aller demokratischen Gesellschaften – die Ukraine nach Kräften in ihrem Abwehrkampf gegen den russischen Aggressor zu unterstützen. Die freundschaftlichen Beziehungen des Landes Nordrhein-Westfalen zu Polen sind getragen von gegenseitigem Respekt und Verständnis. Das erfordert ein ständiges gegenseitiges Kennenlernen, das Einlassen auf die Perspektive des anderen und das Vertrauen zueinander zu stärken und zu fördern. Während der Ereignisse im Zusammenhang mit dem Warschauer Aufstand verloren Schätzungen zu Folge bis zu 200.000 Menschen ihr Leben. Ich empfinde Scham für die grausamen Verbrechen, die in deutschem Namen begangen wurden.

Ich verneige mich vor den Opfern und verbinde damit meine Hochachtung vor dem Mut und der Tapferkeit der Aufständischen, meinen Respekt vor ihrem Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit und meine Trauer über das unermessliche Leid, das die nationalsozialistische Gewaltherrschaft über Polen gebracht hat. [...]

## Rafał Trzaskowski

Stadtpräsident von Warschau

»[...] Jedes Jahr am 1. August um 17 Uhr, der so genannten »Stunde W«, ertönen in Warschau die Sirenen. In diesen Momenten halten die Menschen und der Verkehr in den Straßen inne, Menschen versammeln sich, um den Heldinnen und Helden des Warschauer Aufstands zu gedenken. Es ist ein Erinnern an jene jungen Menschen, die zu den Waffen griffen, um für die Freiheit, aber auch für Werte wie Gemeinschaft, Sensibilität, Glaube und Beharrlichkeit zu kämpfen. Es ist auch ein Erinnern an das Drama Hunderttausender ziviler Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt – diese stillen Helden und Heldinnen, die den Aufständischen halfen, sich in den Kellern verstecken mussten und massenweise in Vergeltungsmaßnahmen für den Aufstand erschossen wurden. »Die Stunde W« ist unser immaterielles Erbe, das nicht nur die Warschauer eint. An diesem Tag kommen Touristen und Besucher aus allen Teilen Polens und der Welt nach Warschau. Es ist eine einzigartige Tradition, die wir hegen und pflegen. Jeder kann daran teilnehmen, sie wird von Generation zu Generation weitergegeben und von den neuen Bewohnern der Hauptstadt übernommen. Warschau ist eine Stadt, die sich erinnert, aber Warschau ist auch eine Stadt, die in die Zukunft blickt und die Freiheit und den Frieden als einen ihrer wichtigsten Werte betrachtet. Ich fühle mich geehrt, dass wir die Ausstellung »Der Warschauer Aufstand 1944« in Düsseldorf zeigen können. [...]

Bilder: Ilona Gonsior



## Dr. Stephan Keller

Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Düsseldorf

»[...] Erst vor wenigen Wochen, am 31. Juli 2024, hat Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier anlässlich des 80. Jahrestages des Warschauer Aufstands als erster Bundespräsident seit 1994 an der zentralen Gedenkfeier in Warschau teilgenommen. Mit bewegenden Worten wandte er sich an die Menschen in Polen und bat um Vergebung: »Der Warschauer Aufstand gehört zu den grausamsten Kapiteln in der langen Geschichte, die unsere beiden Völker, die Polen und Deutsche, miteinander teilen. Und er gehört zu den heldenhaftesten Kapiteln der polnischen Geschichte.« Diese Worte sind nicht nur ein Zeichen des Respekts, sondern auch ein Appell an uns alle, die Erinnerung wachzuhalten und aus der Geschichte zu lernen. Denn, wie der Bundespräsident betonte, dürfen wir niemals vergessen, welches unermessliche Leid wir Deutschen über unser Nachbarland gebracht haben. In Düsseldorf betrachten wir es deshalb ebenfalls als unsere Aufgabe, uns für die Versöhnung zwischen unseren beiden Ländern einzusetzen. Die Partnerschaft zwischen Düsseldorf und Warschau ist weit mehr als nur eine formelle Verbindung zwischen zwei Städten. Sie ist Ausdruck unserer Verantwortung, die Vergangenheit nicht zu vergessen und Brücken in die Zukunft zu bauen. [...] Die Ausstellung »Der Warschauer Aufstand 1944« endet mit dem Wiederaufbau der Stadt, die heute eine moderne und dynamische Metropole ist. Dank der Kraftanstrengung der Menschen in Warschau ist sie wie ein Phönix aus der Asche wiedergeboren. Das ist ein Symbol der Hoffnung und des unerschütterlichen Willens zur Erneuerung. So zeigt uns diese Geschichte des Wiederaufbaus genauso wie die Versöhnung zwischen Polen und Deutschland, dass auch nach den dunkelsten Momenten unserer Vergangenheit Hoffnungsvolles entstehen kann. Möge diese Ausstellung uns alle dazu anregen, innezuhalten, zu gedenken und gemeinsam für eine friedliche Zukunft in Europa zu arbeiten; dies ist heute angesichts des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine, das Nachbarland Polens, wichtiger denn je. [...]

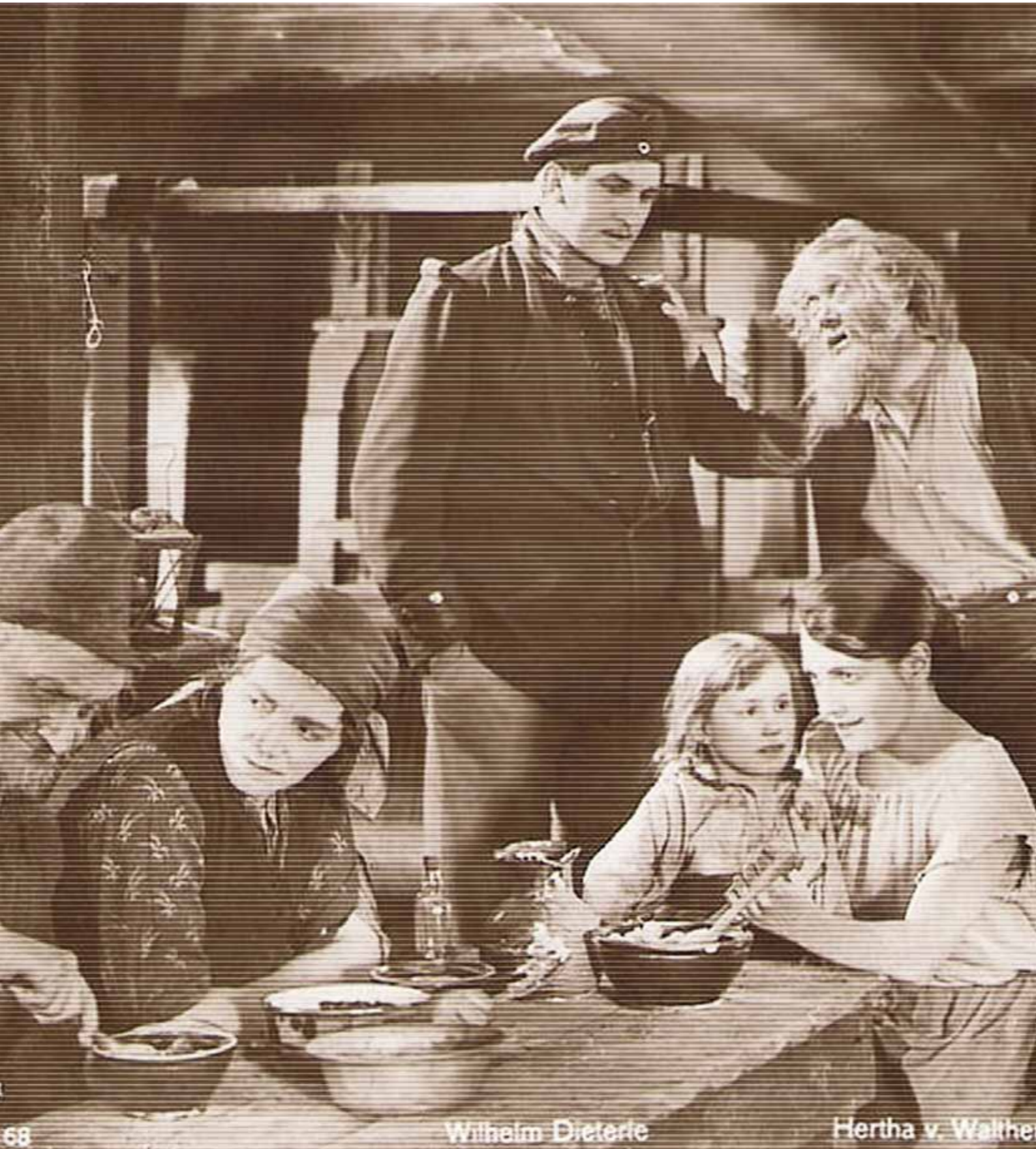


Die Ausstellung ist noch bis zum 31. März 2025 im GHH-Ausstellungsraum »Rose Ausländer« zu sehen.



Über diesen QR-Code gelangen Sie zu weiteren **Informationen** über unsere Ausstellung. Dort finden Sie auch eine digitale Version des umfangreichen **Ausstellungskatalogs** sowie eine **pädagogische Handreichung**. Letztere richtet sich an Lehrerinnen und Lehrer, Fachkräfte der außerschulischen Bildung sowie an alle am Thema interessierten Leserinnen und Leser und beleuchtet die Vorgeschichte des Warschauer Aufstands (1939-1944).

Filmausschnitt »Die Weber«, 1927 Youtube



Wilhelm Dieterle

Hertha v. Walthe

## Vor 180 Jahren – Aufstand der Weber in Schlesien

VON REINHARD GRÄTZ

Da gesellschaftliche und technologische Veränderungen sowie weltweite soziale Verwerfungen auch in der Zukunft zu erwarten sind, gilt für sie wie auch für die schlesische Weberrevolte (1844) die Feststellung von André Malraux: »Wer in der Zukunft lesen will, muss in der Vergangenheit blättern.«

Den Autor interessierten im Zusammenhang mit den schlesischen Webern dabei besonders das immer wiederkehrende Phänomen der sozialen Ungerechtigkeit, die Person Gerhart Hauptmann, der den Weberaufstand in die Weltgeschichte hob, und die eigene Herkunft vom Westhang des Eulengebirges, das natürlich ein Sehnsuchtsort ist.

Hunderte schlesischer Weber zerstörten am 4. und 5. Juni 1844 Wohnhäuser und Firmengebäude von Fabrikanten im Eulengebirge. Ca. 5000 Menschen waren insgesamt beteiligt. Darin war das Ereignis allerdings durchaus anderen Arbeiterunruhen in dieser Zeit, wie in Krefeld, Iserlohn, Ravensberg usw., ähnlich.

**D**och nur der Weberaufstand im Eulengebirge wurde für Zeitgenossen zur Sensation, für spätere Generationen z.T. zum Symbol des proletarischen Klassenkampfes. Warum erreichte die Revolte solche Berühmtheit weit über die Grenzen Schlesiens hinaus? Was machte sie zum lohnenden Thema für Denker und Dichter? Die Autorin Christina von Hodenberg sagt dazu: »Die Erinnerung an den Aufstand



Die Provinz Niederschlesien (rot), im Freistaat Preußen (blau)  
Wikipedia

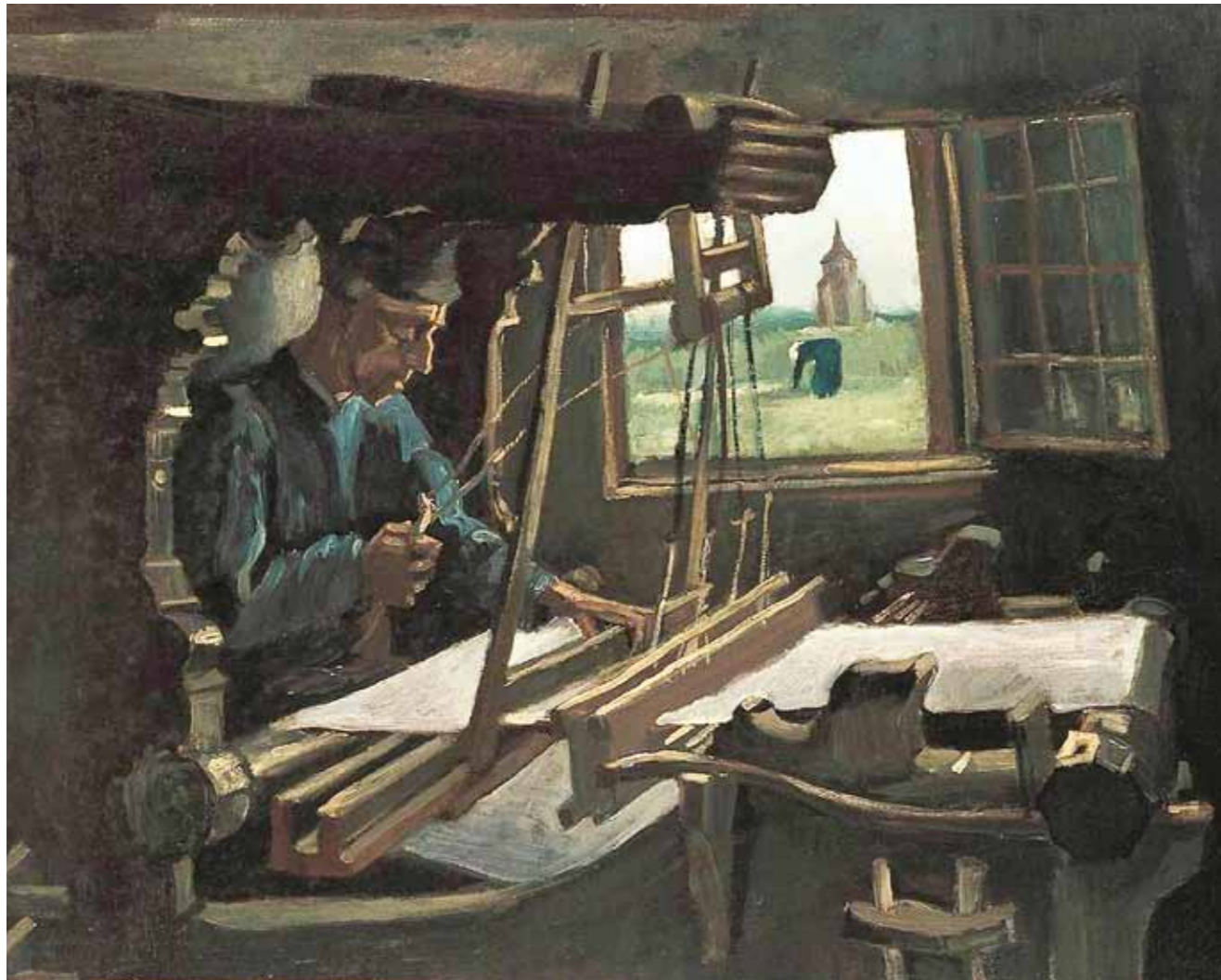
gewann ein Eigenleben, das sich anderthalb Jahrhunderte lang immer weiter vom Ursprung entfernte.«  
»Doch die symbolische Aufladung der schlesischen Unruhen hatte historisch erklärable Hintergründe. Kein Zeitungskorrespondent hatte die rebellierenden Weber beobachtet, keiner der Behördenvertreter vor Ort machte sein Wissen öffentlich, und der Gerichtsprozess gegen die Aufständischen vollzog sich schriftlich und nichtöffentlich. Weder die Tagesblätter noch die Richter hatten die Fabrikstürmer jemals zu Gesicht bekommen. So wurde der Weberaufstand zu einer Folie, die alle Projektionen zuließ.«

»Da hieß es einmal, der Protest habe sich bloß gegen die Hartherzigkeit eines örtlichen Fabrikanten gerichtet. Andere hielten ihn für einen Vorboten der proletarischen Revolution oder für eine kommunistische Verschwörung von Feinden der Monarchie. Wieder andere betonten, der Hunger habe die arbeitslosen Weber getrieben, oder sie hätten sicherlich moderne Maschinen zerschlagen wollen. Es konnte nicht ausbleiben, dass die widersprüchlichen Presseberichte auch die Phantasie der späteren Interpreten anregten und vorformten. Ihnen allen waren die amtlichen Quellen über den Aufstand – die Untersuchungsakten, Zeugenberichte und Aussagen der Weber – nicht zugänglich. Sie hielten sich an die Presse – und lasen in die Ereignisse das hinein, was ihnen politisch wie persönlich besonders am Herzen lag.«

Karl Marx sah den schlesischen Aufstand als Kündler des proletarischen Umsturzes. Sein Freund, der schlesische Frühsozialist Wolf, verfasste später einen kenntnisreichen Bericht, den er allerdings zu einem Proletarier-Drama erhöhte. Aber auch die bürgerliche Literatur vor Gerhart Hauptmann beschäftigte sich ausführlich mit den Webern.

Durch Gerhart Hauptmanns Schauspiel erhielt das Thema ab 1892 eine neue Qualität. Sein Drama ist keine Tatsachenschilderung, jedoch der Wahrheit sehr nahe. Er verherrlicht nicht die Gewalttaten der Arbeiter, aber er schildert die Auflehnung der Verzweifelten mit Sympathie. So wurde sein Stück zur Sensation. Die Atmosphäre nach der soeben erfolgten Aufhebung des Sozialistengesetzes und den Verbotsversuchen beförderte den Bekanntheitsgrad. Die Wahrnehmung des Weberaufstandes durch Hauptmann ist bis heute für Deutschland prägend. Es ist weder die des Beginns des Klassenkampfes noch die bürgerliche Verbrämung von verzweifelten Menschen.

Die DDR-Wissenschaft sprach von der »ersten Klassenschlacht der deutschen Geschichte«. Also Bannerträger des Klassenkampfes? In der Bundesrepublik war eher der Mythos vom »Maschinensturm« zuhause. Bannerträger der Fortschrittskritik? »Hungeraufstand« käme der Wahrheit schon etwas näher, erfasst das Geschehen aber auch unvollständig. In den wechselhaften Deutungen der schlesischen



Vincent van Gogh (1853–1890), »Der Weber«, 1884 Bayerische Staatsgemaldesammlungen - Neue Pinakothek München

Revolte spiegeln sich die Deutungen der deutschen Gesellschaft über 150 Jahre. Der Weberaufstand eignete sich für Deutungen aller Schattierungen.

Doch nach der Wende sind die verloren geglaubten Akten aus den 1840er-Jahren aus dem Staatsarchiv Merseburg wieder aufgetaucht. Mit ihnen können heute viele strittige Fragen beantwortet werden. Hier spielt die bis heute unveröffentlichte Dissertation des Leiters des »Deutschen Zentralarchivs« in Merseburg, Waldmann, aus dem Jahr 1960 eine Rolle. Gerhart Hauptmann brach mit seinem Drama den sogenannten sozialistischen und den sogenannten bürgerlichen Mythenstrang auf. In der alten Bundesrepublik bildete sich allerdings nachträglich, wie schon erwähnt, ein dritter Mythenstrang durch fortschrittsskeptische Gegner der Industrialisierung.

Fünf Veröffentlichungen der letzten 40 Jahre sollen herangezogen werden, die ihrerseits immer auf vier Zeitabschnitte im 19. Jahrhundert rekurren und mehr oder weniger die damaligen Dokumente auswerten. Die vier Abschnitte sind:

1. Die soziale Entwicklung in Deutschland bis 1844,
2. Anlass und Ablauf des Weberaufstandes,
3. Politische und vor allem literarische Nachbearbeitung von 1844 bis 1851,
4. Der Paukenschlag Gerhart Hauptmanns 1892, mit dem der Weberaufstand im Eulengebirge zu einem Markstein der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert wurde.

Zunächst zu der über 600-seitige Anthologie von Kroneberg und Schloesser aus dem Jahr 1979: Das Werk behandelt zuerst die Weber-Schilderungen in der deutschen Literatur vor 1844, u. a. bei Goethe, Börne und Bettina von Arnim. Letztere wandte sich 1843 empört über die Weberarmut an den König. Sodann wird die Weberfrage in der deutschen Presse behandelt. Diese berichtet ausführlich und oft auch anklagend über die Situation der Weber. Danach wird der Reisebericht des Regierungsassessors Alexander Schnee, eines der wichtigsten Dokumente zum Weberaufstand überhaupt, vom Mai 1844 wiedergegeben, der u. a. berichtet, dass die Zustände bei Webern und Spinnern in anderen Kreisen Schlesiens noch viel schlimmer waren als im Eulengebirge. Dann wird der Bericht von Wilhelm Wolf, Freund von Karl Marx, über den Aufstand behandelt. Die Schilderungen Wolfs gelten als sehr wichtig, sind allerdings nicht unumstritten. Schließlich wird die breite Rezeption der Weberfrage in der deutschen Literatur von 1844 bis 1851 wiedergegeben. Die Lyrik nimmt mit fast 40 Gedichten und Liedern einen besonders breiten Raum ein. Bekannte Namen sind Freiligrath, Heine, Herwegh und Georg Weerth. Vorangestellt ist das anonym verfasste 24-strophige »Blutgericht«, das die aufständischen Weber ständig sangen. Das Buch leidet darunter, ebenso wie die Veröffentlichungen von Büttner und Bremes, dass die umfangreichen Unterlagen des Breslauer Oberlan-

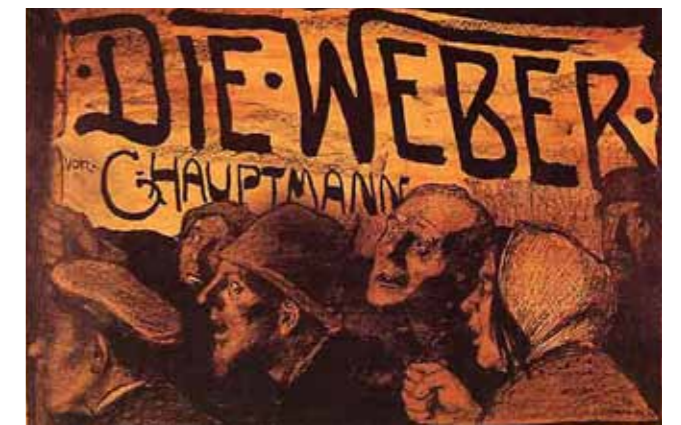
desgerichts und des Innenministeriums im Staatlichen Archiv Merseburg bis zur Wende unter Verschluss gehalten wurden.

#### »Das Blutgericht« (anonym), Auszug

- (1) Hier im Ort ist ein Gericht  
noch schlimmer als die Vehme,  
wo man nicht erst ein Urteil spricht  
das Leben schnell zu nehmen.
- (2) Hier wird der Mensch langsam gequält  
hier ist die Folterkammer,  
hier werden Seufzer viel gezählt  
als Zeugen vor dem Jammer.
- (3) Die Herren Zwanziger die Henker sind  
die Diener ihre Schergen  
davon ein jeder tapfer schindt  
anstatt was zu verbergen.
- (4) Ihr Schurken all, ihr Satansbrut  
ihr höllischen Dämonen  
ihr fresset der Armen Hab und Gut  
und Fluch wird Euch zum Lohne.

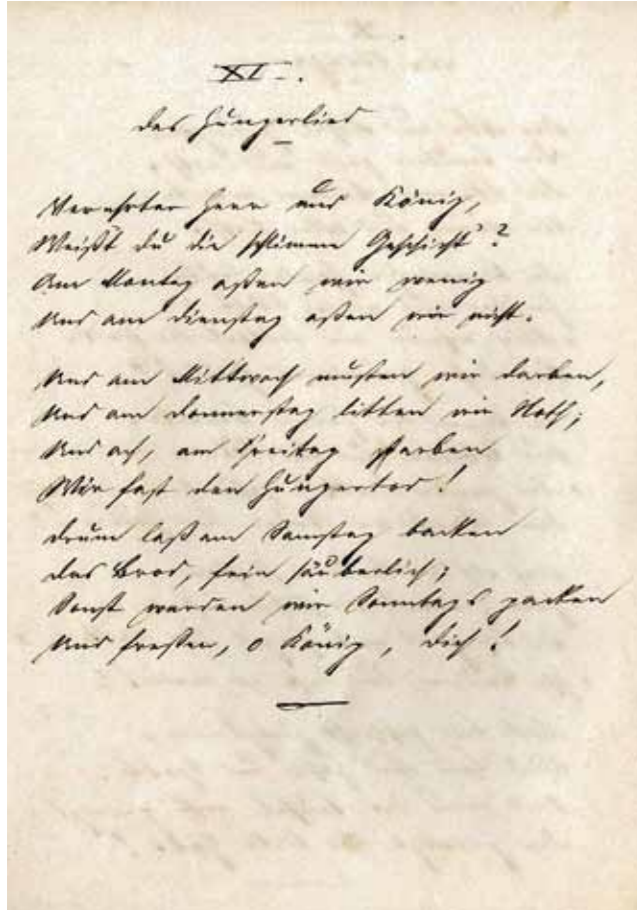
Insgesamt kommt Kroneberg zu dem Urteil: »Von den vielen Unruhen der vierziger Jahre unterscheidet sich der Weberaufstand durch sein publizistisches Echo und seine Wirkung auf die Literatur.« Gleichzeitig kommt er jedoch trotz des breiten Wiederhalls des Aufstandes bis 1851 zu dem Schluss, dass es nicht die Geschichtsbücher waren, die den Weberaufstand der Vergangenheit und dem Vergessen entrissen haben, sondern Gerhart Hauptmann.

Die 44-seitige Broschüre von Büttner in den Illustrierten historischen Heften des Zentralinstituts für Geschichte der DDR aus dem Jahr 1982, die mit gutem Bildmaterial verständlich abgefasst ist, kommt zunächst, wie die anderen genannten Autoren, zu der Auffassung, dass der Weberaufstand im Grunde spontan war. Die Schilderung leidet jedoch unter der parteiischen Sprache des Autors. Es ist nicht zu erkennen, ob er die unveröffentlichte Promotion des Leiters des Zentralarchivs in Merseburg 1960 kannte oder ob er



Plakat von Emil Orlik, 1897 zu Gerhart Hauptmanns Drama »Die Weber« Wikipedia

Autograph des Textes zum Gedicht »Hungerlied« von Georg Weerth (1822–1856) Wikipedia



schen Revolution 1830 und der bürgerlichen Revolution in Deutschland 1848/49 war. Dieses Urteil gilt zumindest für die spätere Einschätzung der Rebellion. Und der Aufstand kann vielleicht als die »erste selbständige Massenbewegung der deutschen Arbeiterbewegung« gelten, ohne dass man die gestanzte, amtliche, kommunistische Wortwahl im Beitrag übernimmt.

Die Broschüre von Brems 1984 beginnt mit dem »Hungerlied« des Elberfelders Georg Weerth, der auch das Gedicht »Sie saßen auf den Bänken« und ein Rom-anfragment über die Weber hinterlassen hat. Brems Buch verfolgt stark den dritten Mythos des Weberaufstandes, die Maschinenstürmersaga. Dies scheint auf den ersten Blick durch die Aussage Schneers 1844 gedeckt: »Die Weber sind eigensinnig und kleben am Alten.« Letztlich liegt jedoch ein Irrtum bei Brems vor: Die Wut der Weber richtete sich nicht in erster Linie gegen moderne Maschinen bei den Fabrik- und Handelsherren, obwohl das ländliche Hausgewerbe seit Jahr-zehnten unter der mechanischen Fabrikation, vornehmlich in England, litt.

Auch Brems spricht von dem »spontanen Aufbegehren der Weber«. Allerdings muss man einbeziehen, dass es eine mehrmonatige Vorbereitung bei jungen Webern gab. Der Elberfelder Georg Weerth versuchte im Nachhinein, der Not und dem Zorn der Weber Ausdruck zu verleihen:

»Das Hungerlied«

(1)Verehrter Herr und König,  
....weißt Du die schlimme Geschicht' ?

Am Montag aßen wir wenig,  
am Dienstag aßen wir nicht.

(2)Und am Mittwoch mussten wir darben,  
und am Donnerstag litten wir Not,  
und ach, am Freitag starben  
wir fast den Hungertod.

(3)Drum laß am Samstag backen  
das Brot fein säuberlich,  
sonst werden wir Sonntags packen  
und fressen, o König Dich!

»Sie saßen auf den Bänken« (1847), Auszug

(2)Sie ließen sich erzählen  
»Von der schlesischen Weberschlacht«

(3)und als sie alles wussten,  
Tränen vergossen sie fast  
Auffuhren die robusten  
Gesellen in toller Hast.  
Sie ballten die Fäuste und schwangen  
Die Hüte im Sturme da;  
Wälder und Wiesen klangen:  
»Glück auf, Silesia!«

selbst Zugang zu den umfassenden Unterlagen hatte, die erst seit 1990 zugänglich sind. Festhalten kann man, dass auch Büttner feststellt, dass es ein spontaner, örtlicher Aufstand war, der allerdings – und das ist tendenziell allgemein unum-stritten – erhebliche Ausstrahlungen auf spätere geschichtli-che Abläufe hatte.

Seit den 30er-Jahren des 19. Jahrhunderts nahm der Nie-dergang des deutschen Textilgewerbes katastrophale Ausmaße an. Hauptursache war die Konkurrenz des englischen, maschinengefertigten Leinens. Preußen lehnte in der Deutschen Zollunion die Einführung von Schutzzöllen wegen agrarischer Interessen gegenüber England ab. Und in Schlesien standen 50% der Webstühle Preußens. Alexander Schmeer, der von dem bürgerlichen »Verein zur Abhilfe der Not unter den Webern und Spinnern in Schlesien« beauftragt war, die Lage der Weber zu erkunden, war von seinen Erleb-nissen erschüttert. Man muss aus heutiger Sicht bedenken, dass damals das Textilgewerbe in Deutschland 40% der gewerblichen Wirtschaft ausmachte und nach der Landwirt-schaft der zweitwichtigste Wirtschaftszweig war. Heute macht das Textilgewerbe im Vergleich weniger als 1% aus. Zu Recht schreibt Büttner, dass der Weberaufstand wohl das bedeutendste revolutionäre Ereignis zwischen der französi-

Titelblatt der Zeitung »Vorwärts!« vom 10. Juli 1844 mit Heinrich Heines Gedicht Wikipedia



Der Weberaufstand war, wie richtig festgestellt wird, ein Signal für viele folgende Streiks und Demonstrationen in Deutschland. Sodann werden bei Brems die Gedichte »Die armen Weber« 1844 und »Die schlesischen Weber« 1847 von Heinrich Heine, »Aus dem schlesischen Gebirge« von Ferdinand Freiligrath 1844 und die spätere Kunst von Käthe Kollwitz und Max Liebermann abgehandelt.

»Die schlesischen Weber«

von Heinrich Heine (1847), Auszug

(1)Im düstern Auge keine Träne,  
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:  
Deutschland, wir weben dein Leichentuch,  
Wir weben hinein den dreifachen Fluch -  
Wir weben, wir weben.

(5)Das Schiffchen fliegt,  
der Webstuhl kracht,  
Wir weben emsig Tag und Nacht-  
Altdeutschland, wir weben Dein Leichentuch,  
Wir weben hinein den dreifachen Fluch,  
Wir weben, wir weben!

»Aus dem schlesischen Gebirge«

von Ferdinand Freiligrath (März 1844)

(1)Nun werden grün die Brombeerhecken;  
Hier schon ein Veilchen – Welch ein Fest!  
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,  
Und auch der Buchfink baut sein Nest.  
Der Schnee ist überall gewichen,  
Die Koppe nur sieht weiß ins Tal;  
Ich habe mich von Haus geschlichen,  
Hier ist der Ort – ich wag's einmal:  
Rübezahl!

(8)Dann ließ er still das buschige Fleckchen,  
und zitterte, und sagte: Hu!  
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen  
Dem Jammer seiner Heimat zu.  
Oft ruht er aus auf moos'gen Steinen,  
Matt von der Bürde, die er trug.  
Ich glaub, sein Vater webt dem Kleinen  
Zum Hunger – bald das Leichentuch!  
– Rübezahl!?

In seinem Nachtrag nach der Revolte wird Freiligrath deutlicher und ruft nicht mehr Rübezahl an. Er hatte also viel Wissen vor dem Aufstand und wusste um die Rolle Rübe-zahls, der ja nicht nur ein knorriger Berggeist war, sondern auch zu einem schlesischen Mythos heranwuchs.

Zutreffend wird in Übereinstimmung mit dem breiten Material von Kroneberg festgestellt, dass in der Presse schon vor dem Aufstand ab etwa 1840 sehr kritisch über die Zustände in den schlesischen Weberdörfern berichtet wird, ebenso über zahlreiche andere Gegenden in Deutschland. Auch Brems geht ausführlich auf den Assessor Schmeer ein, dessen von Empathie gezeichneter Bericht jedoch für den Aufstand zu spät kommt. Wichtig ist auch hier die Erwähnung, dass sein Bericht »Die Not der Leinen-Weber in Schlesien und die Mittel ihr abzuhelpen« nicht nur auf der Bereisung des Eulengebir-ges, sondern verschiedener Weber- und Spinnerorte Schlesi-ens basiert.

Wichtig ist auch, dass bei Brems vermerkt ist, dass später von Staat und Behörden die Presse als Hauptansthifter der Weber- und anderer Unruhen ausgemacht wird. Dies stimmt zwar nicht bezogen auf die protestierenden Eulengebirgler, die die auswärtige Presse kaum kannten. Richtig ist aber, dass die Presse zu einem großen Teil liberal gesonnen war und den preußischen Staat als obrigkeitlichen Polizeistaat empfand.

In seinem letzten Drittel beschäftigt sich der Band mit späte-ren Arbeitskämpfen in der Textilindustrie und Spekulationen über die Auswirkungen der Computertechnologie. Das Buch von Christina von Hodenberg »Aufstand der Weber. Die Revolte von 1844 und ihr Aufstieg zum Mythos« erschien 1997 und ist das wichtigste Dokument, weil die bis 1990

Historische Werbung der Firma Zwanziger Wikipedia



verschlossenen Unterlagen im Staatlichen Archiv Merseburg verwendet werden konnten und weil es offensichtlich strengen wissenschaftlichen Regeln standhält. Das Werk hat ca. 800 Fußnoten und Literaturhinweise. Kritisch sehe ich die zu leichtgewichtige Abhandlung des Berichtes von Schnee aus dem Jahr 1844. Im Folgenden greife ich jedoch vorrangig auf Hodenberg zurück.

Wie ist der eigentliche Aufstand zu rekonstruieren? Den webenden Heimarbeitern war die historische Tragweite ihres Tuns im Fabrikdorf Peterswaldau überhaupt nicht bewusst.

Der Weg der protestierenden Weber, allen voran der junge Johannes Fischer, führte am 4. Juni 1844 zu dem verhassten Textilkaufmann Ernst Friedrich Zwanziger. Dass dies noch 180 Jahre später im Gedächtnis der Nachwelt sein würde, war freilich nicht vorherzusehen. Ausgangspunkt war die Unzufriedenheit und Erbitterung der selbständigen Heimarbeiter über ständig sinkende Preise und die Errichtung prunkvoller Wohn- und Geschäftsbauten für die Textilkaufleute. Im Vorfeld fanden im Frühjahr 1844 Versammlungen junger Weber auf dem Kapellenberg statt, auf denen das 24-strophige Lied gesungen wurde, das man auch an Bäume heftete und das unter dem Namen »Das Blutgericht« in die Geschichte eingegangen ist. Dieses Schmählid spielte während der Revolte eine große Rolle. Am Abend des 3. Juni zogen die Weber mit dem Lied auf den Lippen zur Villa Zwanziger, wo sie ihre Klage vortragen wollten. Sie wurden jedoch von den Leuten Zwanzigers vertrieben, und ein Weber, Mäder, wurde blutig geschlagen und von der Polizei festgesetzt. Darauf beschlossen die Weber, am folgenden Tag den Gefangenen zu befreien und mit den Zwanzigers über die Erhöhung des Lohnes zu sprechen. Daraus wurde die 3-tägige Revolte, die mit 12 Toten endete. Man sorgte auf Seiten der Anführer dafür, dass keiner der Weber bewaffnet war, auch nicht mit Steinen. Die Villa Zwanziger war jedoch am 4. Juni verschlossen. Allerdings wurden aus dem zweiten Stock des alten Wohnhauses Ziegelstücke auf die Weber geworfen. Dies führte zur Stürmung der Gebäude. Handlungsbücher wurden

Peterswaldau heute Wikipedia



zerrissen, Garne und Waren wurden aus den Fenstern geworfen und zerschnitten. Der Staatswagen der Zwanziger wurde in einen Bach gestürzt. Nach 2 Stunden war die Zerstörung weit fortgeschritten; der inhaftierte Weber Mäder wurde durch den Ortspolizisten freigelassen, weil dieser damit beruhigend einwirken wollte. Die Familie Zwanziger war unentdeckt in Richtung Reichenbach und Schweidnitz geflohen. Der Peterswaldauer Pfarrer Kittel konnte die Weber beruhigen. Diese versammelten sich bei dem benachbarten Fabrikanten Wagenknecht, den sie für seine guten Löhne lobten. Doch die Angriffe auf die verhassten Zwanziger verbreiteten sich in den Weberdörfern wie ein Lauffeuer. Weitere Weber eilten herbei, und am Abend wurde das Zerstörungswerk in den Häusern Zwanzigers fortgesetzt. Bis nach Mitternacht dauerte die Zerstörung an. Morgens um 8 Uhr erschien der Reichenbacher Landrat, der später die besonnenen Anführer lobte. Die Zerstörung wurde jedoch ruhig und schweigend fortgesetzt. Im Nachhinein lässt sich klar deuten, dass ursprünglich keine Gewaltanwendung beabsichtigt war. Es wurden dann nur Waffen benutzt, die man am Ort fand. Die Beschädigung von Maschinen spielte keine Rolle, was den dritten späten Mythos von der Maschinenstürmerei widerlegt. Zunächst sprach alles gegen einen irrationalen Volkssturm, zumal der Revolte eine Bittschrift der Initiatoren vorausgegangen war. Man wandte sich auch gegen die Konkurrenz von Webern aus anderen Kreisen. Pastor und Landrat wurden im weiteren Verlauf des Tages achtungsvoll behandelt.

Am zweiten Tag zog die in Peterswaldau auf ca. 1700 Mann angewachsene Webergruppe zum Fabrikanten Fellmann. Mit dessen Emissären konnten sich die Aufständischen einigen, nachdem jeder 5 Silbergroschen und Speisen erhalten hatte. Ebenso geschah es beim Handelshaus Hoferichter. Ein kleiner Trupp von 200 Mann gab sich jedoch nicht zufrieden, sondern brach in das größere Fabrikdorf Langenbielau auf. Hier rückte die Menge gegen die Fabrik Hilbert und Andritzky vor und richtete in 2 Stunden 20.000 bis 30.000

Taler Sachschaden an.

Bei dem Fabrikanten Ernst, den man als Zahler eines guten Lohnes lobte, erhielt man Silbergroschen. Dann erfolgte der Angriff auf die Fabrik der Gebrüder Dierig. Ihnen wurde vorgeworfen, dass sie fast ausschließlich auswärtige Weber beschäftigten. Es wurde ein Schaden von 25.000 Talern verursacht. Weber der Firma Dierig traten den Aufständischen entgegen. Gleichzeitig waren 150 Soldaten eingetroffen. Auch hier wurden der Menge von 800 bis 1000 Webern Silbergroschen ausgezahlt.

Jetzt überschlugen sich die Ereignisse. Die Menge drängte vor der Fabrik Dierig nach. Der kommandierende Major Rosenberger schrie, man solle auseinandergehen, sonst werde er schießen lassen. Dies wurde mit Hohn beantwortet. Zweimal ließ der Major feuern. Elf Weber waren tot. Rosenberger befahl den Rückzug. Das Dierigsche Etablissement wurde daraufhin erstürmt.

Die Bürger im Dorf Langenbielau sympathisierten mit den Webern. Am nächsten Morgen besetzten sechs Kompanien mit vier Kanonen das schlafende Langenbielau. Das Zusammentreten von mehr als sechs Personen wurde verboten und die Schließung der Wirtshäuser angeordnet. In Leutmannsdorf versammelten sich noch 500 Leute auf dem Kirchhof. Versuche, aus den Dörfern im östlichen Eulengebirge nach Wüstegiersdorf am westlichen Abhang zu marschieren, scheiterten. Dann beruhigte sich die Lage. Die Toten wurden still beerdigt. Die Weberkaten wurden nach gestohlenem Gut durchsucht. Die Behörden in Berlin und Breslau entwickelten fieberhafte Aktivitäten in Sachen Bestrafung und Schadensbegrenzung. 112 Teilnehmer wurden verhaftet. Zunächst verurteilte das Oberlandesgericht Breslau 80 Weber und Tagelöhner. Das Gericht verhängte insgesamt 203 Jahre Zuchthaus, 90 Jahre Festungshaft und 330 Peitschenhiebe. Einerseits wurde von unerbittlich harten Urteilen gesprochen, andererseits hatten König und Regierung höhere Urteile erwartet. Das Gericht unterwarf sich teilweise einer Staatsraison, obwohl es nach internen Aussagen seines Vorsitzenden, Graf Rittberg, der Meinung war, dass die Fabrikanten mitschuldig an dem Aufruhr waren. Man hatte sich offenbar auch schon stillschweigend auf eine vorzeitige Entlassung der Verurteilten verständigt. Der Weberaufstand hatte Arbeiterunruhen in Böhmen und Teilen Preußens zur Folge. Die Meinung des Königs, es habe sich im Eulengebirge um einen gelenkten Umsturzversuch gehandelt, kann trotz des planvollen Vorgehens der Anführer nicht bestätigt werden. Das zunächst sehr disziplinierte Vorgehen kann auf die Tatsache zurückgeführt werden, dass die Ziele maßvoll und die Anführer überwiegend disziplinierte ehemalige Unteroffiziere waren. So hat es auch das Oberlandesgericht gesehen, im Unterschied zur preußischen Staatsspitze. Beim Fortschreiten der Tumulte kamen jedoch immer

mehr Nichtweber und Auswärtige dazu und Alkohol spielte eine zunehmende Rolle. Bei den Plünderungen waren dann auch Frauen stärker beteiligt. Ansonsten fallen die wenigen Vorstrafen bei den Rebellen auf.

Die Hauptbeschwerde war der niedrige Lohn. Es gab aber auch Rachegefühle und Wut auf die Garnausgeber der Fabrikanten. Auf politisch-oppositionelle Motive deutet nichts hin. Hier rebellierten eher Untertanen als Proletarier. Das Bild einer proletarischen Klassenschlacht wäre zumindest sehr bemüht, zumal die Akteure formal selbständige Heimarbeiter waren.

Für Maschinensturm gibt es keinen Beleg. Die Weber hatten die seit längerer Zeit bestehende Konkurrenz der Maschine noch nicht voll erkannt.

War es eine Hungerrevolte? Das Gericht rechnete den Angeklagten die Not als Entschuldigung an. Vieles spricht gegen einen Hungeraufstand, zumal es den Baumwollwebern im Eulengebirge besser ging als den schlechter gestellten Leinewebern (siehe Dietlinde Peters) z. B. im Hirschberger Tal. Hier spielt die sogenannte »Hirschberger Verschwörung« Anfang 1845 eine wesentliche Rolle. Im Hirschberger Tal mit seinen Schleierherren war die Not wesentlich größer als im Eulengebirge.

Ebenso stimmt die in Berlin gern vermutete »Verschwörungstheorie« nicht. Richtig ist zusätzlich, dass die Kirche vor und nach dem Aufstand eine wichtige Rolle spielte. Die evangelischen Pfarrer sympathisierten mit den Webern, mit Ausnahme eines Langenbielauer Geistlichen, der Verwandter der Fabrikanten Dierig war.

## Zu den Hintergründen der schlesischen Krise

Die Hintergründe der wirtschaftlichen und sozialen Strukturumbrüche hatten die Weber noch nicht verstanden: Der Wandel vom Handwerker zum Arbeiter, vom Kaufmann zum Fabrikanten, von der Handarbeit zum Maschineneinsatz. Um die Größenordnungen in den Textildörfern zu verdeutlichen, sind zwei Zahlen interessant: In Peterswaldau beschäftigten allein die Zwanziger 5321 Heimarbeiter, in Langenbielau Dierig 7620 Menschen. Diese Weber hatten meist eine Zwitterstellung im Übergang von der vorindustriellen zur Industriegesellschaft.

Schlesien war seit Jahrhunderten Leineweberland, dann auch Baumwollweberland. Gleichzeitig wirkte sich die Krise der Textilindustrie verstärkt in Deutschland aus. Sie war vorrangig ein Modernitäts- und Zollproblem. Immerhin: Die Baumwollweber im Eulengebirge gehörten nicht zu den arbeitslosen Spinnern oder den verelendeten Leinewebern. Eine Baumwollweberfamilie verdiente 80 bis 90 Taler jährlich. Ein Volksschullehrer lag nur wenig darüber. Die Baumwollweber gehörten also

Käthe Kollwitz, Weberzug, Blatt 4 der Folge »Ein Weberaufstand«, 1893–1897, Radierung



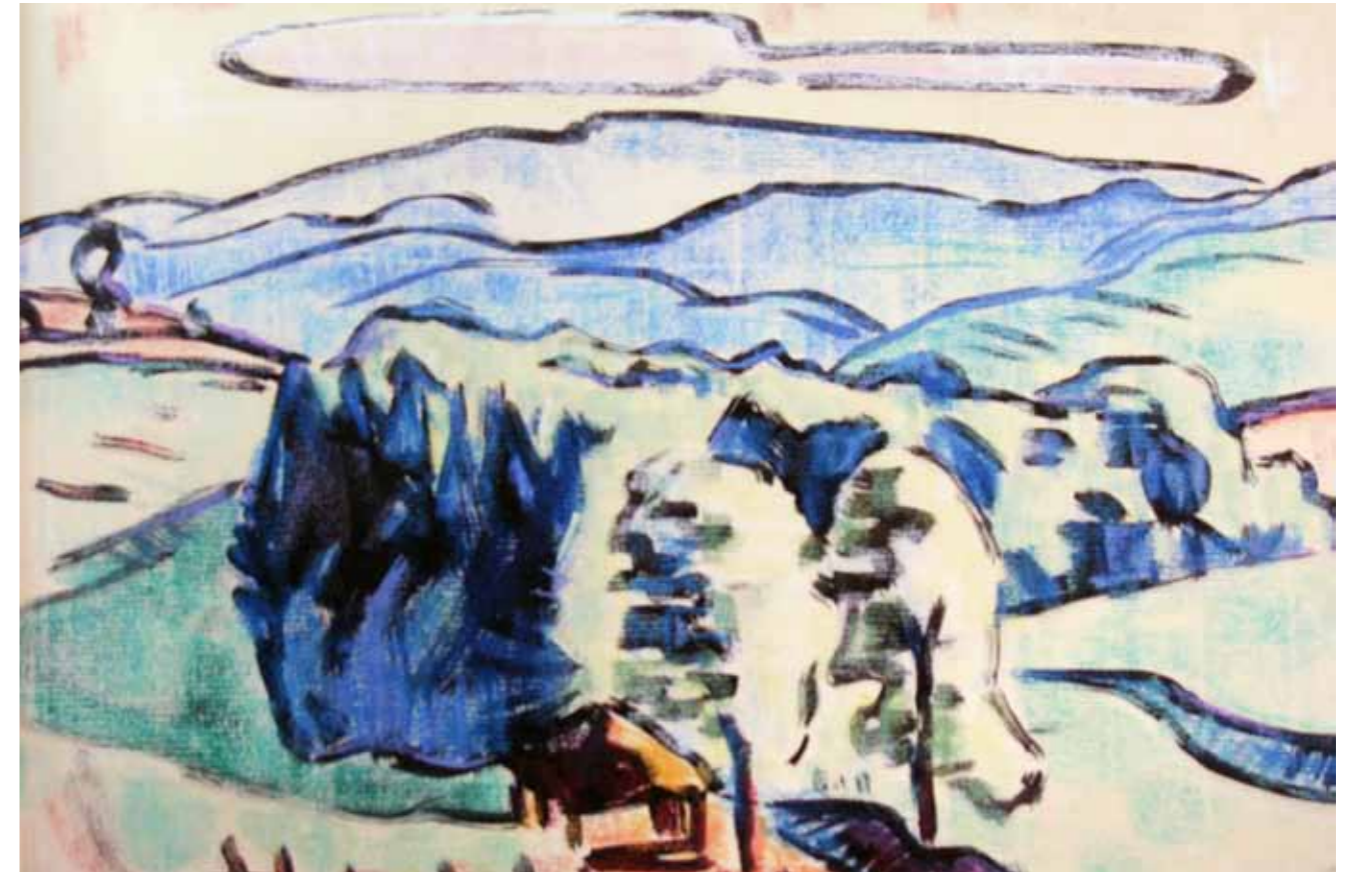
noch nicht zu den Elenden. Sie alle trugen aber die Last der wirtschaftlichen Veränderungen. Die Lage der Weber war ein Teil der gerade in den 1840er Jahren intensiv geführten Pauperismdiskussion in bürgerlichen Kreisen. Wo lag nun die epochale Bedeutung des Weberaufstandes, der doch auf den ersten Blick zahlreichen anderen Rebellionen ähnelte? Die Revolte im Eulengebirge erlangte, sobald sie durch die Presse bekannt wurde, ein sensationelles Aufsehen in ganz Deutschland. Sie bedeutete einen »qualitativen Sprung« für die öffentliche Diskussion des oppositionellen Bürgertums. Eine sofortige Folge war eine breite Welle öffentlich vorgetragener Sozialkritik. Die schlesischen Unruhen traten eine Unzahl von Presseberichten los. Es bildeten sich zentrale und lokale Hilfsvereine gegen die Verelendung der Unterschichten. Das Zusammenwirken von Presse und Vereinen, angestoßen durch die Ereignisse im Eulengebirge, führte zu einer breiten Diskussion über die sogenannte »soziale Frage«. Allerdings griff zunächst eine scharfe Pressezensur in Preußen. Besonders in Schlesien wurde lange die Aufstandsberichterstattung unterdrückt. Mittelfristig war aber der Impuls für ein sich breit herausbildendes Sozialbewusstsein entscheidend. Zu den Urteilen des Oberlandesgerichts Breslau musste auch der DDR-Historiker Kuczynski, der von nackter Klassenjustiz sprach, anmerken, dass die Begründung des Gerichts im

Grunde »nichts anderes als eine einzige Rechtfertigung der Weber und Anklage gegen das Kapital« sei. »Der Weberaufstand grub sich im kollektiven Gedächtnis der Deutschen ein. Statt dem Vergessen anheimzufallen, wie viele Arbeiterunruhen des Vormärz, verdichtete sich die schlesische Revolte zum Mythos mit mehreren Tradierungssträngen. Jede Gesellschaft hat ein Bedürfnis nach Mythen. Sie sucht nach Sinngehalten! Der Aufstand schrieb sich 1844/45 in das öffentliche Bewusstsein ein, weil er die erste große Debatte über die soziale Frage und eine scharfe Konfrontation der bürgerlichen Gesellschaft mit dem Polizeistaat auslöste (Hodenberg).« Unmittelbar nach der Weberrevolte setzte die Erinnerungsarbeit an diese ein, ohne dass man viel über den tatsächlichen Hergang wusste. Daran waren nicht nur Politik und Wissenschaft, sondern besonders auch Literatur und Malerei beteiligt. Es gibt hunderte von Gedichten zum Weberaufstand und eine fast unübersehbare Prosa.

### Gerhart Hauptmanns »Weber« und die Folgen

Hauptmanns Paukenschlag 48 Jahre nach dem Aufstand hatte einen Zensurskandal, eine Theatersensation und eine erregte politische Debatte zur Folge. Kaiser Wilhelm II nennt das

Karl Schmid-Rottluff: Blick von Kreisau auf die Hohe Eule und die darunter liegenden Weberdörfer



Schauspiel »Rinnsteinkunst«. Hauptmann übernimmt neben einer möglichst originalgetreuen Wiedergabe des Geschehens sowohl Teile des bürgerlichen als auch des sozialistischen Mythenstranges. Die Figuren sind Vertreter ihrer Klasse als auch Einzelcharaktere. Obwohl das »Blutgericht« seit 1844 in Deutschland verboten war, verwendet es Hauptmann exzessiv in seinem Drama. Der Einsatz des »Blutgerichts« begründet den Verdacht des Sozialismus, gleichzeitig arbeitet Hauptmann das individuelle Leid heraus, nicht zuletzt in dem zentralen schlesischen Satz: »A jeder Mensch hat halt´ ne Sehnsucht«, der einen philosophischen Aufsatz ersetzt. Hauptmanns Weber sind letztlich nicht Kämpfer, sondern Opfer. Das Stück wird zu einem weltweiten Erfolg. Allein am Deutschen Theater in Berlin gab es von 1894 bis 1904 352 Vorstellungen. Angeregt von Hauptmann schuf Käthe Kollwitz 1898 den sechsteiligen Weberzyklus, der die Durchschlagskraft des Themas noch einmal vergrößerte. In der DDR hatten Hauptmann und Kollwitz einen hohen Stellenwert. Der Webermythos wurde jedoch gezielt zur Legitimation der Herrschenden eingesetzt. Die schlesische Revolte wurde zur »Massenbewegung ausgebeuteter werktätiger Klassen und Schichten« erklärt. In der Bundesrepublik wurde der Weberstoff lange prominent an Gerhart Hauptmann abgearbeitet. Erst später entstand der dritte Mythos, der von den Maschinenstürmern.

Die Geschichtsschreibung ließ das Weberthema zunächst links liegen. Gegen die Entpolitisierung regte sich aber ab den 60er-Jahren Widerspruch. Die Weberrevolte wurde verstärkt als Freiheitsbewegung gesehen. In den Gewerkschaften wurde der schlesische Aufstand als »Erwachen der Arbeiterbewegung in Deutschland« beschrieben. Auf den irrtümlichen Mythos vom Maschinensturm wurde schon im Zusammenhang mit Bremen eingegangen. So falsch er ist, er ist schon 1844 von Engels aus verständlichem Unwissen befördert worden.

### Der Weberaufstand in neuem Licht

»Der schlesische Aufruhr wurde zum Mythos, weil er im kollektiven Gedächtnis den Ursprung des Arbeiterprotests gegen die industrialisierte bürgerliche Gesellschaft markiert« (Zitat Christina von Hodenberg). Die Quellen sagen jedoch in gewisser Abweichung dazu vierlei:

- Der Aufstand war an sich unspektakulär.
- Der Aufstand war einer von vielen Unterschichtenprotesten. Dadurch verblasst der Weberaufstand etwas in seiner Sensation.



- Warum der schlesische Fabrikensturm dennoch solche Berühmtheit erlangte, hatte mehrere Gründe, z. B. aufgrund der unerhört blutigen Bilanz und wegen der Vorbedingungen und Nachwirkungen der Revolte.
- Sodann war es die Phantasie der Interpreten, die aus dem schlesischen Wetterleuchten ein Gewitter machten.

Im Zusammenhang ist es wichtig, dass die Weberkultur vier Elemente hatte:

- Ständische Normen,
- Religion,
- Lokales Umfeld,
- Gute Obrigkeit.

Trotz dieser Fakten wäre es allerdings grundfalsch, die Weber als nur konservativ einzustufen. Das gleiche gilt z. B. für die Ravensberger Weber. Heute lässt sich klar sagen, was der Weveraufstand im Kern nicht war: Beginn des Klassenkampfes, Hungeraufstand, Maschinenstürmerei.

Die Feinjustierung des Ereignisses im Jahr 1844 zwischen dem Gestern und dem Morgen in der Mitte des 19. Jahrhun-

derts ist noch nicht ganz abgeschlossen. Wichtig ist, dass der Weveraufstand zur und bei der Mythenbildung ein Eigenleben entwickelt und sich so im Nachhinein von den anderen Rebellionen seiner Zeit abgehoben hat. Dies hat ihn befähigt, einen wesentlichen Beitrag zu leisten, um die soziale Frage zu einem Thema ersten Ranges in Deutschland zu machen. Die heutige Ferne des Ereignisortes und der Geschichtsbruch im Jahr 1945 sollten zu keiner Verdrängung dieses geschichtsprägenden Ereignisses führen.

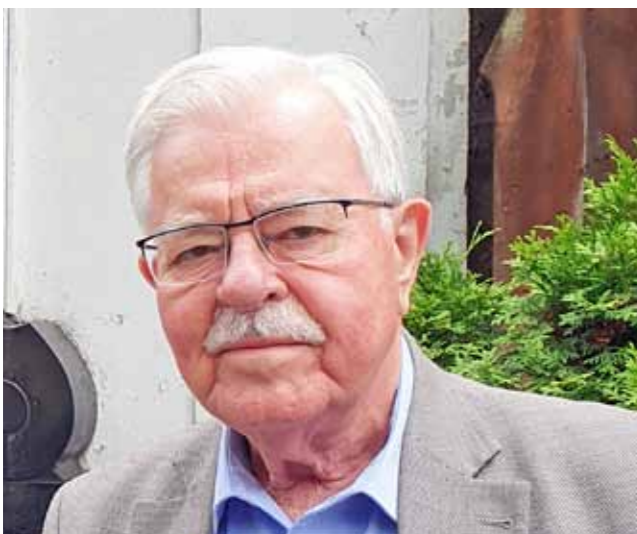
Zum Mythos sei ein bedenkenswerten Satz (zu einem ganz anderen Thema) von Michael Neudecker in der SZ vom 29./30.11.2014 angeführt: Mythen entstehen nur im Umfeld von etwas Großem. Vielleicht ist hier das Große der Kampf für Gerechtigkeit, der mit einer seit Jahrhunderten gewachsenen schlesischen Mentalität zusammentraf, in der die von Gerhart Hauptmann meisterlich beschriebene Sehnsucht der Menschen einen eigenen Ausdruck fand. Sie erhält in dem von Moltke in der Befürchtung, das Schlesien verloren geht, an Karl Schmidt-Rottluff gegebenen Malauftrag ein besonderes Sinnbild. ■

#### Literatur

1. Kroneberg, Lutz/Rolf Schloesser, Weber-Revolution 1844. Eine Anthologie, 1979, ilv
2. Büttner, Wolfgang, Weveraufstand im Eulengebirge, Berlin-Ost 1982, Illustrierte Historische Hefte 27
3. Bredes, Hans-Erich, 140 Jahre Weveraufstand. Ein Beitrag zur politischen Kulturarbeit, 1985, Verlag Westfälisches Dampfboot
4. Hodenberg, Christina von, Aufstand der Weber. Die Revolte von 1844 und ihr Aufstieg zum Mythos, 1997, Verlag J.H.W. Dietz Nachf.
5. Peters, Dietlinde, Es ist viel Armuth und Noth hier. Pauperismus im Hirschberger Tal, in: Das Tal der Schlösser und Gärten, 2002

#### Kurz & Bündig

**Reinhard Grätz** (\*1940 in Wüstegiersdorf, heute Głuszyca, Polen) ist Ingenieur, Politiker (SPD) und Vorsitzender des Kuratoriums der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus. Geprägt von seiner schlesischen Herkunft und der Erfahrung der Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg, setzt er sich seit Jahrzehnten für die Bewahrung und Förderung der Kultur und Geschichte des deutschen Ostens ein. Als langjähriger Landtagsabgeordneter und früherer WDR-Rundfunkratsvorsitzender prägte er zudem die Bildungs- und Kulturpolitik Nordrhein-Westfalens nachhaltig.



## Zum Gedenken an Bernd Faulenbach

**Prof. Dr. Bernd Faulenbach, der auch im Gerhart-Hauptmann-Haus gut bekannte Historiker aus Bochum, ist überraschend am 16. Juni 2024 im Alter von 80 Jahren verstorben. Dies ist bundesweit nicht nur in Fachkreisen mit großem Bedauern zur Kenntnis genommen worden, war der Verstorbene doch seit vielen Jahren einer der profiliertesten Vertreter für Fragen der neueren deutschen Geschichte. Neben seinen zahlreichen, zum Teil bundesweit herausragenden wissenschaftlichen Funktionen gehörte Faulenbach aber auch zu der eigentlich kleinen Zahl von Wissenschaftlern, die zusätzlich zu ihrer Berufsarbeit ehrenamtlich in der Tages- und Parteipolitik tätig waren. So war er viele Jahre Vorsitzender der Bochumer SPD. Dadurch konnte er besser verstehen, wie sich tages- und parteipolitische Mechanismen in historisch wirksame Abläufe umsetzen. Den Kontakt und das Verständnis für die Denkmuster der jungen Generation stellte er her, indem er für die Friedrich-Ebert-Stiftung Hunderte von Studierenden und Promovierenden betreute.**



Von seinen zahlreichen ehrenamtlichen Funktionen sind besonders zu nennen: sein langjähriger Vorsitz der hochverdienten Historischen Kommission der SPD, bis diese unter kritikwürdigen Umständen 2018 aufgelöst wurde (worunter er gelitten hat), und der Vorsitz der Vereinigung »Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V.« von 2015 bis 2020, als einer der Nachfolger von Jochen Vogel und Joachim Gauck. Diese Vereinigung hat sich seit 30 Jahren zum Ziel gesetzt, die Schrecken des Nazismus nicht zu vergessen und daraus Lehren für die Zukunft zu ziehen. Faulenbach war unter anderem stellvertretender Vorsitzender der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und beteiligte sich an den Beratungen zur Einrichtung des Denkmals für die ermordeten Juden in Europa. Er machte fast immer einen sehr überlegten und in der Tonlage sehr maßvollen Eindruck. Spürte man jedoch seinen Worten nach, so stellte man fest, dass seine Aussagen von großer Klarheit waren, obwohl er nie vereinfachen wollte. Öfter habe ich mit Bernd Faulenbach über sein Herkommen gesprochen. Seine Mutter stammte aus Hinterpommern, und er wurde 1943 in Pyritz geboren. Diese Herkunft war ihm immer bewusst, obwohl er sich als der »jüngere« im Vergleich zu mir nicht mehr an das Kriegsende und die »Polenzeit« erinnern konnte. Sein Vater stammte aus dem Oberbergischen, sodass er gewissermaßen eine östliche und eine westliche Heimat hatte. Insofern hatte er auch immer einen besonderen Blick auf den Osten Deutschlands und das östliche Europa.

Faulenbachs Hauptthemen waren die Geschichte der Arbeiterbewegung, die Darstellung der sozial-liberalen Koalition, die Aufarbeitung der beiden Diktaturen auf deutschem Boden und die Erinnerungskultur insgesamt. Nicht nur bei Fachleuten wird seine Mitwirkung in der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages zur Aufarbeitung der SED-Diktatur in Erinnerung bleiben.

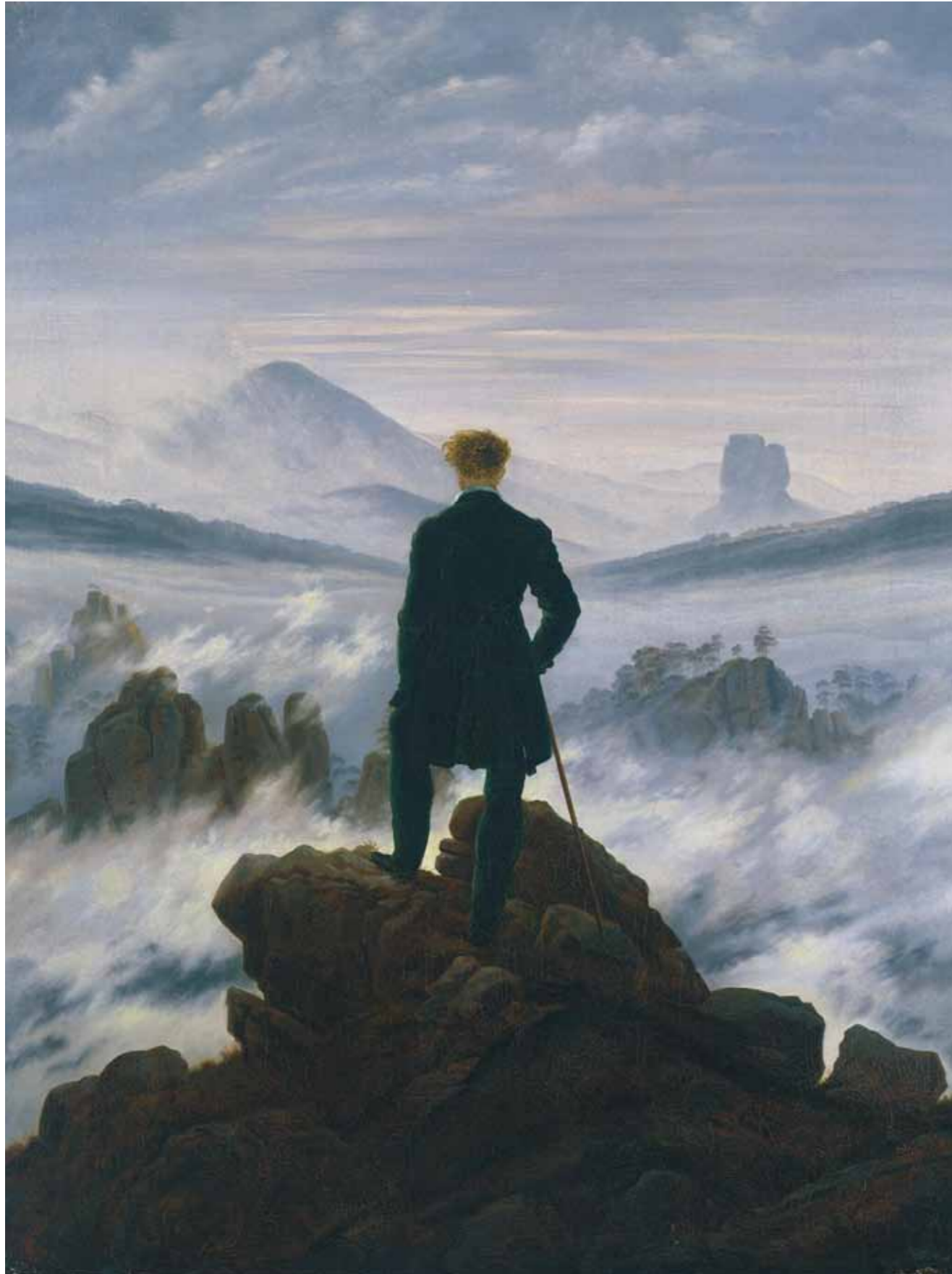
Bestand haben wird meiner Meinung nach für die geschichtliche Erinnerung und Bewertung des 20. Jahrhunderts und seiner Diktaturen die sogenannte »Faulenbachsche Formel«, die in der Enquete-Kommission des Bundestages entwickelt wurde, wonach »die NS-Verbrechen durch die Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Stalinismus nicht relativiert werden und umgekehrt die stalinistischen Verbrechen durch den Hinweis auf die NS-Verbrechen nicht bagatellisiert werden dürfen«.

Es bleibt eben die Erkenntnis, dass beide Unrechtssysteme nicht über einen Kamm geschoren werden können, weil sie in sehr unterschiedlichen Zeitabläufen und unter nicht vergleichbaren internationalen Bedingungen stattgefunden haben. Vergleichbar bleiben natürlich die mörderische Kälte der »roten Benjamin« und die rasende Mordlust Freislers. Fehlen werden künftig die klugen wissenschaftlichen Beiträge Bernd Faulenbachs und seine Fähigkeit, diese mit aktueller Politik zu verbinden. ■

REINHARD GRÄTZ

Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus – Deutsch-osteuropäisches Forum

C. D. Friedrich: Der Wanderer über dem Nebelmeer Wikipedia



## Entdeckungen im Urlaub I: Caspar David Friedrich ohne Warteschlange

VON WINFRID HALDER

Er gilt als **der** Romantiker unter den deutschen Malern und vermutlich haben selbst wenig Kunstinteressierte schon verschiedentlich mindestens Reproduktionen von Werken von ihm gesehen.

Den allbekanntesten »Wanderer über dem Nebelmeer« (entstanden um 1817/18) etwa, den man bei einem großen Internetanbieter nicht nur in einer Vielzahl von unterschiedlichen Formaten (von der Postkarte bis zum Groß-Poster) erwerben kann, sondern auch auf Handyhüllen, Bettwäsche oder Vorhänge gedruckt ... Dass demnach der 250. Geburtstag von Caspar David Friedrich (1774–1840), der auf den 5. September 2024 fällt, sehr viel Aufmerksamkeit erfährt, verwundert nicht. Die Alte Nationalgalerie in Berlin, die Kunsthalle in Hamburg, das Albertinum in Dresden – sie alle boten oder bieten große Werkschauen an, die gewaltige Publikumserfolge wurden. Die Hamburger Ausstellungsmacher hatten natürlich einen großen Vorteil, denn das Original des »Wanderers« ist seit 1970 Eigentum der Kunsthalle. Dementsprechend strömten dort bis Anfang April 2024 rund 335.000 Interessierte in die Ausstellung zu Caspar David Friedrich. In die Alte Nationalgalerie kamen bis Anfang August fast 300.000 Besucherinnen und Besucher. Und in beiden Fällen hätten es wohl noch bedeutend mehr sein können, allein es gab keine Karten mehr. Trotz des beschränkten Kartenangebots gab es lange Warteschlangen.

Warum also nicht lieber in eine Ausstellung über Caspar David Friedrich einfach hineinspazieren, ganz ohne Wartezeit an der Kasse? Das war (und ist) möglich im Pommerschen Landesmuseum in Greifswald. Zugegeben: Den »Wanderer« und andere bekannte Werke Friedrichs gibt es dort nicht im Original zu sehen. Aber Greifswald hat gegenüber Berlin und Hamburg einen unschätzbaren Vorteil: Es ist Friedrichs Heimatstadt. In der pommerschen Universitätsstadt (seit 1456) wurde er geboren und ist dort aufgewachsen, bis er 1794 als 19-Jähriger zum Maleriestudium nach Kopenhagen ging. Greifswald ist also erst einmal der Ort, um sich an Caspar David Friedrich und dessen Leben anzunähern, auch weil er später immer wieder zu familiären Besuchen dort war. Da kann allenfalls Dresden mithalten, wo Friedrich seit 1798 fast durchgängig lebte und 1840 auch starb. Wer also – gewissermaßen nebenbei – die Stelle sehen möchte, wo einst das Geburtshaus des großen Künstlers stand (und heute das Caspar-David-Friedrich-Zentrum beheimatet ist) oder wer mit dem gewaltigen Dom St. Nikolai (erbaut zwischen 1250 und 1410) den Ort besuchen möchte, wo Friedrichs Eltern 1765 geheiratet haben und wo

Das Pommersche Landesmuseum in Greifswald



sie am 7. September 1774 das sechste ihrer insgesamt zehn Kinder taufen ließen, der kommt an Greifswald nicht vorbei. Und wer dort St. Nikolai besucht, darf sich auch gleich von den im April 2024 förmlich eingeweihten neuen Fenstern im Ostgiebel beeindruckt lassen, die der dänisch-isländische Künstler Ólafur Elíasson (geb. 1967) gestaltet hat. Elíasson, der wie Caspar David Friedrich in Kopenhagen Kunst studiert hat, hat sich bei der Gestaltung und insbesondere der Farbgebung der Fenster intensiv mit dem Farbspektrum einiger Werke Friedrich auseinandergesetzt und so eine Hommage besonderer Art geschaffen.<sup>1</sup> Und auch das ohne Warteschlange, sogar ohne Eintrittsgeld, einfach so ... oder auch um des heiligen Ortes willen.<sup>2</sup>

Der Besuch der Stadt insgesamt lohnt sich ohnehin in jedem Fall. Denn zwar wurde Greifswald, das um die Mitte des 13. Jahrhunderts begründet wurde, im Laufe seiner Geschichte mehrfach durch Kriegereignisse schwer in Mitleidenschaft gezogen, den Zweiten Weltkrieg hat die Stadt aber erstaunlicherweise fast unbeschadet überstanden (ganz im Unterschied etwa zum nahe gelegenen Stralsund). Der massive Verlust an historischer Bausubstanz trat erst danach ein, als

<sup>1</sup> [www.ndr.de/kultur/Fenster-von-Olafur-Eliasson-in-Greifswalder-Dom-ingeweiht,eliasson166.html](http://www.ndr.de/kultur/Fenster-von-Olafur-Eliasson-in-Greifswalder-Dom-ingeweiht,eliasson166.html) und Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 183 vom 8. August 2024, S. 13

<sup>2</sup> [www.dom-greifswald.de/startseite.html](http://www.dom-greifswald.de/startseite.html)

Der »Lichthof« im Pommerschen Landesmuseum – ein lichtdurchfluteter, klassizistischer weißer Innenhof mit Glasdach



nämlich die SED-Machthaber in der DDR rigoros abreißen ließen, was zu erhalten ihnen der Wille und die Mittel fehlten. Geblieben ist gleichwohl vieles (neben St. Nikolai etwa die nicht minder imposante St. Marienkirche, errichtet zwischen 1250 und 1380). Zwar hat Greifswald heute nur knapp 60.000 Einwohner, wirkt aber trotzdem »jung« und lebendig, denn etwa 10.000 davon sind Studierende der traditionsreichen Universität.

Und selbst wenn gerade kein Caspar David Friedrich-Hype herrscht, ist schon allein das Pommersche Landesmuseum unbedingt ein lohnendes Ziel. Denn einerseits stellt das 1996 begründete und 2005 eröffnete Museum eine überaus gelungene Mischung aus älterer, überwiegend aus dem 19. Jahrhundert stammender und sehr moderner Architektur dar. Es ist also schon als Gebäudekomplex sehenswert.

Zudem kann man sich natürlich umfassend über die Geschichte Pommerns informieren, die ja – ähnlich wie im Falle Schlesiens – ein komplexes, weit zurückreichendes deutsch-polnisches Thema darstellt (im Falle Pommerns sogar ein deutsch-schwedisch-polnisches Thema). Da stößt man dann etwa auf Klaus von Bismarck (1912–1997), der manch einem hierzulande noch als langjähriger Intendant des WDR oder Präsident des Evangelischen Kirchentages im Gedächtnis sein mag, der aber eben aus Pommern stammte (genauer aus der Nähe des heute polnischen hinterpommerschen Naugard/jetzt Nowogard). Über seine Prägung in

Ausstellungstafel zu Klaus von Bismarck



Pommern hat Klaus von Bismarck ein noch immer höchst lesenswertes Buch geschrieben.<sup>3</sup>

Die Ostseeregion wird hier auch als Naturraum fassbar gemacht. Und schließlich kombiniert das Museum den historischen Bereich mit einer sehenswerten Gemäldegalerie, die zwar den »Wanderer« nicht ihr eigen nennen kann, immerhin aber einige andere Originale von der Hand Caspar David Friedrichs, darunter frühe Zeichnungen, die es nur dort zu sehen gibt. Daneben gibt es auch Werke von Zeitgenossen Friedrichs, so von Karl Friedrich Schinkel (1781–1841), oder auch Arbeiten wichtiger Künstlerinnen und Künstler des 20. Jahrhunderts, beispielsweise von Max Pechstein (1881–1955), der zwar aus dem sächsischen Zwickau stammte, aber längere Zeit in Pommern gelebt und gearbeitet hat. Zwischendurch ein wenig verschlafen, das kann man natürlich auch im Pommerschen Landesmuseum. Dazu bietet sich – zunächst überraschend – der beschauliche »Klostergarten« an. Tatsächlich gehörten die ältesten Bauteile des heutigen Museums einst zum Greifswalder Franziskaner-Kloster (gegründet 1262, nach dem Einzug der Reformation in der Stadt 1556 aufgehoben, danach Armenschule).

Doch bevor ich mich in der bunten Kräutervielfalt umschauen

<sup>3</sup> Aufbruch aus Pommern. Erinnerungen und Perspektiven, München, Zürich 1992; natürlich auch in der Bibliothek des Gerhart-Hauptmann-Hauses verfügbar

Statue Friedrich II. in Greifswald



kann, stutze ich. Da steht einer, den ich hier nicht erwartet habe.

Und ja, ein gelinder Schreck fährt mir ins Gemüt. Unverkennbar: der preußische König Friedrich II. (1712–1786), den manche den Großen nennen. Ich habe im abgelaufenen Sommersemester viel über ihn zu sprechen gehabt, war doch die Zeit der Kaiserin Maria Theresia (1717–1780) in meiner Habsburger-Vorlesung zu behandeln. Für die wahrhaft große Habsburgerin war eben dieser Friedrich der »böse Mann in Berlin«, der unmittelbar nachdem die junge, politisch noch gänzlich unerfahrene Frau die überaus schwierige Nachfolge ihres verstorbenen Vaters, also Kaiser Karls VI. (1685–1740), hatte antreten müssen, die scheinbar günstige Gelegenheit nutzte, um in die habsburgische Provinz Schlesien einzumarschieren und sie dauerhaft zu beanspruchen. Ohne jeden stichhaltigen Rechtstitel im Übrigen, womit Friedrich einen allein machtpolitisch motivierten Raubkrieg vom Zaun brach. Es ist nicht in erster Linie der Umstand, dass der ehrgeizige und skrupellose König auch meine schlesischen Vorfahren damit zu Zwangs-Preußen machte, der mir gehörige Distanz zu ihm zu gebieten scheint. Es ist mehr noch eben die kalte Vorgehensweise auf die vermeintliche Schwäche der jungen Mutter in Wien kalkulierend. Falsch kalkulierend. Denn ja, Friedrich II. hat Schlesien nach drei Kriegen im Frieden von Hubertusburg (Januar 1763) schließlich festhalten können. Aber um welchen Preis? Für seine Untertanen, seine Soldaten

Bernardo Bellotto: Die Kreuzkirche in Trümmern (1765) Wikipedia



– und etwa auch die Untertanen des zunächst unbeteiligten sächsischen Kurfürsten, dessen Territorium Friedrich nicht minder skrupellos wiederholt zum Hauptkriegsschauplatz (ohne förmliche Kriegserklärung) machte, um das angrenzende habsburgische Böhmen einfacher mit Krieg überziehen zu können. Nicht zuletzt mit jungen Männern aus Sachsen, die rigoros in die preußische Armee gepresst wurden. Tausende davon sind bei erster Gelegenheit desertiert, wohl ihnen! Dass man den Gewaltstreich von 1740 im 19. und im frühen 20. Jahrhundert verherrlicht hat, das kann ich mir mentalitätsgeschichtlich erklären, ja. Aber heute halte ich das für unangemessen.

Also gut, da steht er eben, Friedrich II. Aber der war doch hier niemals Landesherr! Greifswald gehörte erst zum Herrschaftsgebiet der Herzöge von Pommern, dann fiel es infolge des Dreißigjährigen Krieges 1648 mit Vorpommern an – das Königreich Schweden und dies für mehr als 180 Jahre. Caspar David Friedrich, für die ersten knapp 12 Jahre seines Lebens immerhin noch ein Zeitgenosse eben dieses anderen Friedrich, war demnach von Geburt an kein preußischer, sondern vielmehr schwedischer Untertan. Als der Maler 1798 nach Dresden, somit ins Kurfürstentum Sachsen kam, war der Ersatzbau

der Kreuzkirche, der evangelischen Hauptkirche inmitten der Stadt also, noch nicht ganz abgeschlossen. Der aus dem Mittelalter und der Renaissance stammende Vorgängerbau war nämlich während der (vergeblichen) Belagerung durch die Truppen Friedrichs II. im Sommer 1760 so gründlich zerstört worden, dass ein Wiederaufbau nicht möglich war. Ein kaum minder berühmter Kollege Caspar David Friedrichs, nämlich Bernardo Bellotto, genannt Canaletto (1722–1780), hat die Trümmer der einstigen gotischen Hallenkirche 1765 eindrucksvoll festgehalten.

In der mithin noch ziemlich neuen Kreuzkirche hat Caspar David Friedrich 1818 Christine Caroline Brommer geheiratet, eine Dresdnerin. Und die Ehefrau aus Sachsen hat er bald darauf seiner Familie im heimatlichen Greifswald vorgestellt, das inzwischen – preußisch geworden war. Dies aber erst 1815 durch den Wiener Kongress, der bei der großen Umverteilung der Territorien des untergegangenen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (das in den über 800 Jahren seiner Existenz 21 Könige bzw. Kaiser aus dem Haus Habsburg, aber keinen aus dem Haus Hohenzollern hatte) das bisher schwedische Vorpommern dem Königreich Preußen zusprach.

Statue Friedrich II, Detail



Da war jedoch Friedrich II. schon fast drei Jahrzehnte tot. Bei Gelegenheit des Familienbesuchs im gerade erst preußisch gewordenen Greifswald zur Vorstellung seiner jungen Ehefrau hat Caspar David Friedrich übrigens ein schönes Aquarell vom Marktplatz seiner Heimatstadt gemalt. Und das Original ist zu besichtigen – im Pommerschen Landesmuseum. Also, ich kann mir nicht helfen, aber Friedrich II. ist hier irgendwie fehl am Platz, wie er da in Bronze steht. Na gut, ich mache mich kundig: Künstlerisch ist die Statue beileibe nicht unbedeutend, im Gegenteil. Stammt sie doch ursprünglich von keinem Geringeren als Johann Gottfried Schadow (1764–1850), dem gebürtigen Berliner, der zehn Jahre älter war als Caspar David Friedrich und diesen um zehn Jahre überlebt hat. Schadows Quadriga auf dem Brandenburger Tor (1793) und das berückend schöne mecklenburgische Prinzessinnenpaar Friederike (1778–1841) und Luise (1776–1810, die spätere preußische Königin) kennt nun wirklich jeder. Und Schadows Luther-Denkmal in Wittenberg (1821) kennen jedenfalls viele. Bei der heute im »Klostergarten« stehenden Statue Friedrichs II. handelt es sich um einen viel späteren Abguss einer von Schadow ursprünglich 1791/93 aus weißem Marmor angefertigten Auftragsarbeit, die ihren Platz in Stettin fand. Stettin,

auch eine pommersche Stadt, das heute polnische Szczecin, war lange vor Greifswald preußisch geworden, aber nicht durch Friedrich II., sondern bereits durch dessen Vater Friedrich Wilhelm I. (1688–1740), nämlich infolge des Friedens von Stockholm 1720. Immerhin war Friedrich II. dort dann seit 1740 Landesherr. Das Stettiner Original ist dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer gefallen.

Um des großen Künstlers Schadow willen, der ja obendrein der Vater unseres »Düsseldorfer Schadow«, nämlich Wilhelm von Schadows (1788–1862) war, mag der von mir nicht eben geliebte König da stehen bleiben, sein Verbleib ist ja ohnehin nicht meine Sache, na sicher, und ich wollte doch eigentlich in den Klostergarten. Doch halt – da sehe ich etwas, das die Greifswalder Statue unversehens zu meinem bisherigen Lieblingsdenkmal für Friedrich II. macht.

Justament auf dem Degenknauf des kriegerischen Königs hat eine Amsel ihr Nest gebaut. Mit der Behütung der Amselkinder hat er also noch eine Zukunftsaufgabe, der Monarch, der fern aller anderen Menschen, aber neben seinen Hunden im Schlosspark von Sanssouci begraben werden wollte.

Der vielfältige Klostergarten im Hof des Pommerschen Landesmuseums ist, wenn man an Friedrich erst einmal vorbeigekommen ist, eine gute Vorbereitung für die letzte Station bei diesem Besuch in Greifswald. Wer dorthin kommt, darf nämlich eines nicht auslassen: Eldena. Heute handelt es sich um einen Ortsteil von Greifswald, nur wenige Kilometer vom historischen Stadtzentrum entfernt, mit dem Auto binnen weniger als 15 Minuten erreichbar. Historisch gesehen müsste die Besuchsreihenfolge allerdings eigentlich umgekehrt sein: zuerst Eldena, dann Greifswald. Denn ersteres war eher da, genauer gesagt das Zisterzienser-Kloster Eldena, das 1199 begründet wurde. Wer diesen Ort besucht, folgt also einmal mehr zisterziensischen Spuren – und damit einem bedeutenden Strang der europäischen Geschichte der Vormoderne. Und es handelt sich um einen Strang, der zum gemeinsamen europäischen Erbe hinführt, das durch die nationalstaatliche Ideologie der Moderne zeitweilig verdeckt wurde, an das aber heute im gemeinsamen Haus Europa nachdrücklicher denn je erinnert werden sollte. Wir haben bei Studienreisen und Exkursionen des Gerhart-Hauptmann-Hauses in den letzten zwei Jahren nicht von ungefähr zisterziensische Stätten in Altenberg (bei Köln), Heisterbach (bei Königswinter), Eberbach (bei Wiesbaden), Maulbronn (bei Pforzheim), Bebenhausen (bei Tübingen), Walkenried (bei Nordhausen), Pforta (bei Naumburg/Saale), Chorin (bei Eberswalde), Lehnin (bei Brandenburg an der Havel), Marienthal (bei Görlitz, ein aktives Zisterzienserinnen-Kloster), Oliva (bei Danzig/Gdansk, Polen), Leubus/Lubiąż (bei Liegnitz/Legnica, Polen), Grüssau/Krzyszów (bei Landeshut/Kamienna Góra, Polen) und Kerz/Cârța (bei Hermannstadt/Sibiu, Rumänien) besucht.

Ruine des Zisterzienser-Klosters Eldena



Der Mönchsorden der Zisterzienser wurde im ausgehenden 11. Jahrhundert im östlichen Frankreich (damals Herzogtum Burgund bzw. Grafschaft Champagne) gegründet. Ausgehend von der Ordensregel des Hl. Benedikt (um 480–547) verfolgten die Gründer der Zisterzienser das Ziel zu den ursprünglichen Grundsätzen der Mönchsgemeinschaft zurückzukehren, also ein dem Gebet und der körperlichen, vor allem landwirtschaftlichen Arbeit gewidmetes frommes Leben in Armut zu führen. Sie suchten dabei gezielt die Abgeschiedenheit bisher wenig oder gar nicht besiedelter Orte. Dort bauten sie ihre Klosteranlagen aufgrund eines einheitlichen, im Laufe der Zeit freilich verschiedentlich variierten Konzepts. Die geistliche Strahlkraft der zisterziensischen Idee bedingte eine geradezu explosionsartige Ausdehnung von weiteren Klostergründungen (schließlich rund 700 in ganz Europa), deren Ausgangspunkt die zunächst fünf im heutigen Osten Frankreichs gelegenen »Primarabteien« (Cîteaux, La Ferté, Pontigny, Morimond, Clairvaux) waren. Dabei blieben alle Folgegründungen untereinander eng vernetzt. Schon 1123 wurde mit Kloster Kamp (unweit von Duisburg) die älteste auf heute deutschem Territorium gelegene Zisterzienserabtei gegründet, und zwar von Morimond aus. Die rund 70 Jahre später erfolgende Gründung der Abtei Eldena aber ging vom dänischen Zisterzienserkloster Esrom (etwa 50 Kilometer nördlich von Kopenhagen) aus; die Abtei in Esrom war wiederum von Clairvaux aus gegründet worden. An der Gründung von Zisterzienserklöstern waren oft weltliche Herrschaftsträger vor Ort beteiligt, im Falle Eldenas war dies Jaromar I. (um 1141–um 1218), der Fürst des vor allem auf Rügen lebenden westslawischen Volkes der Ranen, die sich einige Jahrzehnte zuvor der dänischen Lehenshoheit unterstellt hatten. Jaromar war es auch, der dem neu gegründeten Kloster Grundbesitz verlieh und die Erlaubnis erteilte, diesen, so weit er nicht in Eigenwirtschaft durch die Mönche selbst genutzt wurde, zur Urbarmachung mit zugewanderten Siedlern zu besetzen. Es kamen Deutsche, Dänen und slawische Wenden – Nationalität im späteren Sinne spielte auch hierbei keine Rolle. Auch die Ursprünge Greifswalds liegen hier: das spätere Stadtgebiet gehörte zu den klösterlichen Besitzungen. 1250 erhielt die Ansiedlung das Stadtrecht durch Herzog Wartislaw III. von Pommern-Demmin (um 1210–1264), der zuvor den Ort vom Kloster zu Lehen genommen hatte. Da Greifswald an der Kreuzung zweier Handelswege lag, begann damit der Aufstieg der Stadt zu einer bedeutenden Hansestadt, die allerdings angesichts der schlechteren Nutzbarkeit der Hafenanlagen verhältnismäßig rasch gegenüber Stralsund oder Rostock ins Hintertreffen geriet. Die vom Greifswalder Bürgermeister Heinrich Rubenow (um 1400–1462) betriebene und dann 1456 von Herzog Wartislaw IX. (um 1400–1457) vollzogene Gründung der Universität machte Greifswald dann aber langfristig zum wichtigsten Bildungszentrum der Region. Sie ist die sechstälteste der heute noch in Deutschland existierenden Universitäten.

Die Mönche von Eldena haben bald nach der Begründung des Klosters damit begonnen, dessen Herzstück zu errichten, nämlich die Klosterkirche. Diese war ungefähr um die Zeit fertiggestellt, als Greifswald Stadtrecht erhielt, also Mitte des 13. Jahrhunderts. Nicht zufällig wurden in der Kirche, dem vorerst größten Sakralbau der Region, auch einige Herzöge von Pommern und andere Adelige aus der Umgebung beigesetzt. Als 1534 – also zu einem vergleichsweise sehr frühen Zeitpunkt – in den pommerschen Herzogtümern die Reformation eingeführt wurde, ging die große Zeit der Zisterzienserabtei Eldena zu Ende. Die Klostersgüter wurden in herzoglichen Besitz überführt. Die verbliebenen Mönche verließen zumeist das Kloster, nur der letzte Abt und sein Prior konnten dort bis zu ihrem Tod wohnen. 1634 wurde der größte Teil der früheren Klostersgüter nebst den Baulichkeiten vom letzten Herzog von Pommern Bogislaw XIV. (1580–1637), mit dem das Herzogsgeschlecht erlosch, der Universität Greifswald übertragen. Als Pommern wenig später im Rahmen des Dreißigjährigen Krieges nicht zuletzt von schwedischen Truppen schwer in Mitleidenschaft gezogen wurde, erlitten auch die Klostergebäude gravierende Schäden. Nicht mehr genutzt, wurden sie später einschließlich der Kirche als Steinbruch verwendet. Mancher Stein, der heute noch zu historischen Gebäuden im Stadtkern Greifswalds gehört, ist zisterziensischen Ursprungs.





Caspar David Friedrich: Ruine Eldena im Riesengebirge, 1830/1834, Öl auf Leinwand



Als Caspar David Friedrich 1774 in Greifswald geboren wurde, gab es vor den Toren der Stadt also nur noch eine Ansammlung von Ruinen der einstigen Klostergebäude. Doch selbst diese ließen die einstige monumentale Größe insbesondere der Klosterkirche erahnen. Allein der gewaltig aufragende Rest der Westfassade mit dem gigantischen, freilich längst glaslosen Fenster und die nicht minder imposanten Säulenstümpfe faszinieren bis heute. Und sie faszinierten auch Caspar David Friedrich, der die Ruinen von Eldena immer wieder zeichnete, malte und in Bildkompositionen übertrug. Damit hat der Maler wesentlich dazu beigetragen, das atmosphärisch reiche Relikt einstiger Größe bekannt zu machen. Auch andere erkannten den historischen und kulturgeschichtlichen Rang dieser Überreste und setzten sich für die Bewahrung des noch Vorhandenen ein, etwa Karl Friedrich Schinkel, dem unter anderem die Erhaltung der Reste des einstigen Zisterzienser-Klosters Chorin, etwa 70 Kilometer nordöstlich von Berlin zu verdanken ist. Das heutige Aussehen des Klostergeländes von Eldena ist maßgeblich davon geprägt, dass um die von Caspar David

Friedrich bekannt gemachten Ruinen herum seit den späten 1820er-Jahren ein Park angelegt wurde, der auf Pläne des berühmten Landschaftsarchitekten Peter Joseph Lenné (1789–1866) zurückgeht, einem gebürtigen Rheinländer aus Bonn, der übrigens familiäre Wurzeln im heutigen Belgien hatte. Caspar David Friedrich hat, wie schon gesagt, die beeindruckenden Überreste der einstigen Zisterzienserabtei Eldena mehrfach künstlerisch verarbeitet. Dabei hat er sie gelegentlich auch gewissermaßen geographisch »versetzt«. Eines der bekanntesten Beispiele ist das Bild, das Eldena im schlesischen Riesengebirge zeigt. Es ist um 1834 entstanden. Wer das Bild im Original sehen möchte – der muss ins Pommersche Landesmuseum in Greifswald gehen. Egal, ob das »originale« Eldena davor oder danach besucht wird, beides lohnt ungemein. Im Pommerschen Landesmuseum gibt es dieses Jahr noch mehr von und über Caspar David Friedrich zu sehen.<sup>4</sup> Und das ganz ohne Warteschlange. Nichts wie hin! ■

<sup>4</sup> [www.pommersches-landesmuseum.de/ausstellungen/caspar-david-friedrich-2024](http://www.pommersches-landesmuseum.de/ausstellungen/caspar-david-friedrich-2024)

Dorfkirche Flemendorf



## Entdeckungen im Urlaub II: Flemendorf? Flemendorf!

VON WINFRID HALDER

**Ich bin da schon einige Male mit dem Fahrrad vorbeigekommen. Diese Gegend Vorpommerns kenne ich durch Urlaubsaufenthalte seit mehr als zwei Jahrzehnten recht gut. Das Dorfkirchlein habe ich hin und wieder aus dem Augenwinkel gesehen, da es nur wenige Meter von einer Kreuzung gelegen ist, wo der sorgsame Radfahrer tunlichst langsamer wird – obwohl sich der Verkehr dort wirklich in Grenzen hält. Dass es sich um eine recht alte Kirche handelt, mutmaßte ich, das aus Feld- und Backsteinen errichtete Turmfundament legt das nahe. Den Gedanken, eigentlich solltest du mal reinschauen, habe ich indessen nicht umgesetzt – bis jetzt.**

**A** Iso angehalten, das Fahrrad über die kleine Wiese geschoben, die war offenkundig früher mal ein Friedhof, aber nur sehr wenige Grabsteine sind noch vorhanden. Eigentlich rechne ich nicht damit, die Kirche wirklich von innen in Augenschein nehmen zu können, denn Dorfkirchen in solchen Flecken – zusammen mit der übergeordneten Gemeinde Groß Kordshagen hatte Flemendorf 2023 311 Einwohner, wie ich mich später kundig mache – Dorfkirchen in solchen Flecken sind eben oft verschlossen. Das ist verständlich, der Sicherheit wegen.

Denn dass es hier keine aktive Pfarrgemeinde mehr gibt, vermute ich – die einst stark protestantisch geprägte Region hat heute nur noch eine überschaubare christliche Minder-

heit. In Mecklenburg-Vorpommern insgesamt gehörten nach Zahlen von 2022 nur noch etwas mehr als 16 Prozent der Gesamtbevölkerung einer der christlichen Kirchen an (13,1 Prozent waren zu diesem Zeitpunkt evangelisch, 3,2 Prozent katholisch), demgegenüber bezeichneten sich mehr als 80 Prozent als konfessionsfrei. Diese Bevölkerungsgruppe ist also nahezu doppelt so groß wie im Bundesdurchschnitt (2022: 44 Prozent konfessionsfrei, 25 Prozent katholische, 23 Prozent evangelische Christen, 4 Prozent Muslime, 2 Prozent christlich-orthodox, 2 Prozent »Sonstige«). Im seit der letzten Erhebung vor etwa zwei Jahren vergangenen Zeitraum ist die Zahl der Mitglieder der christlichen Kirchen sicher nicht gewachsen, das dürfte klar sein. In Mecklenburg-Vorpommern liegt die Gesamtzahl der Kirchenmitglieder inzwischen also wohl eher unter 15 Prozent. Wie drastisch der Umbruch in den verhältnismäßig kurzen knapp acht Jahrzehnten seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs war, verdeutlicht der Umstand, dass sich 1946 noch 83,4 Prozent der Menschen in Mecklenburg-Vorpommern zum Protestantismus bekannten und 14,3 Prozent zum Katholizismus, alle anderen religiösen Bekenntnisse, einschließlich der »Konfessionsfreien«, machten damals also nur etwas mehr als 2 Prozent aus. Später erfahre ich: Flemendorf gehört heute zu einem evangelischen Pfarrverband, der 21 Dörfer oder Ortsteile und drei Kirchen umfasst, der Pfarrer sitzt in Kenz, immerhin nicht weit, nur etwa 7 Kilometer entfernt. Es gibt zwar auch noch

Kirchenraum



ein Pfarrhaus in Flemendorf, das ist aber als Ferienwohnung zu haben ...  
 Also: dass die kleine und weit verstreute Pfarrgemeinde vermutlich nicht die Möglichkeit hat, die Kirche in Flemendorf ständig geöffnet zu halten, das verstehe ich. Doch zu meiner freudigen Überraschung sehe ich vor dem Eingang ein Schild, das die Kirche als offen »zur Andacht und zur Besichtigung« ausweist.  
 Ich bin, jedenfalls in diesem Moment, der einzige Anwesende für Andacht und Besichtigung. Stille umfängt mich demnach.

Und dann erfüllt mich Staunen: welch ein Kleinod! Wer durch das niedrige Portal und die enge, eher dunkle Vorhalle im Turm tritt, den empfängt zunächst ein überraschend lichter Kirchenraum.  
 Die großen Fenster in Chor und rechter Seitenwand sind, wenn man sich wie ich der Kirche von Westen her nähert, zunächst nicht sichtbar.  
 Und dann sogleich die nächste Überraschung: Ich bin kein Kunsthistoriker, aber dass Teile der Wandmalereien alt sind, sehr alt, das vermag ich schon zu erkennen.

Wandmalereien



Hätte ich nur vor dem Eintreten in die Kirche ein wenig mehr achtgegeben, wäre ich besser vorbereitet gewesen. Denn linkerhand davor steht ein unscheinbares Täfelchen, das darüber informiert, dass die Kirche St. Marien heißt und dass sie um 1380 erbaut wurde, also rund 640 Jahre alt ist. Einige der Wandmalereien sind im 15. Jahrhundert entstanden, also bald nachdem die Kirche errichtet wurde, das kann man unschwer in Erfahrung bringen, wenn man einmal begonnen hat, sich für das Kirchlein zu interessieren. Der große Taufengel, der vor dem Altar schwebt, ist nicht ganz so alt, er stammt aus dem frühen 18. Jahrhundert, er

begeistert mich aber auch. Auf wie viele Kinder mag in mehr als drei Jahrhunderten unter ihm der Segen des Sakramentes herabgeschwebt sein?

Eine echte Entdeckung am Wegesrand also. Und es gibt der Überraschungen noch mehr. Flemendorf gehörte nämlich einst, genauer seit etwa 1270 zum Grundbesitz von Kloster Neuenkamp, ein Zisterzienserkloster, das etwa vier Jahrzehnte zuvor, nämlich 1231 gegründet worden war. Es lag etwa 20 Kilometer südlich von Flemendorf. Die Zugehörigkeit des Ortes zu zisterziensischem Besitz könnte auch dazu geführt haben, dass die Dorfkirche ein Marien-Patrozinium erhielt –



Taufengel

alle Zisterzienserkirchen und -klöster waren oder sind nämlich der Gottesmutter geweiht. Das Kloster verdankte seine Gründung dem Rügenfürsten Wizlaw I. (um 1180–1249), dessen Vater Jaromar I. drei Jahrzehnte zuvor das Kloster Eldena bei Greifswald mitgegründet hatte (siehe Beitrag zu Caspar David Friedrich). Die ersten Mönche waren damals aus dem dänischen Kloster Esrom nach Eldena gekommen – Wizlaw I. aber gestattete später dem Zisterzienserabt von Kloster Kamp die zur Gründung nötigen Ordensleute zu entsenden, womit sich auch der Name Neuenkamp erschließt. Die ersten der Zisterzienser, die in diesem Teil Vorpommerns dann etwa drei Jahrhunderte lang maßgeblich an der Urbarmachung und Erschließung des Landes beteiligt waren, kamen also vom Niederrhein. Kloster Kamp wurde nämlich 1123 in der Nähe des heutigen Duisburg gegründet. Die Abtei Neuenkamp war das achte von insgesamt 13 Tochterklöstern, die von Kamp aus gegründet wurden, drei davon übrigens in den heutigen Niederlanden.

Kloster Neuenkamp gedieh zu einer mächtigen Institution, sein Grundbesitz reichte bis weit nach Mecklenburg, (Hinter-)Pommern und Rügen hinein. Auf dem Höhepunkt der Ausdehnung seiner Besitzungen verfügte Kloster Neuenkamp in nahezu 90 Dörfern über Grundbesitz oder sonstige Anrechte, etwa Kirchenpatronate. Flemendorf war also Bestandteil eines riesigen zisterziensischen Betriebes. Der Kampische Hof, die städtische Handelsniederlassung des Klosters in der bedeutenden Hafen- und Hansestadt Stralsund (die von eben jenem Wizlaw I. Stadtrecht erhielt, und zwar 1234, mithin kurz nach der Gründung der Abtei Neuenkamp) zeugt noch heute in der Altstadt von Stralsund von dessen Bedeutung. Das Kloster selbst ist indessen verschwunden. Es lag im Bereich der heutigen Stadt Franzburg. Als im Herzogtum Pommern die Reformation eingeführt wurde, visitierte 1535 kein Geringerer als Johannes Bugenhagen (1485–1558) die Abtei Neuenkamp und führte die neue Kirchenordnung ein. Bugenhagen, der »Doctor Pomeranus«, war selbst pommernscher Herkunft, er wurde in Wollin (heute Wolin, Polen) geboren und hat später an der Universität Greifswald studiert. Seit 1521 lebte Bugenhagen in Wittenberg und wurde einer der bedeutendsten Unterstützer und Mitarbeiter Martin Luthers (1483–1546). Später hat er durch seine Tätigkeit maßgeblich zur Durchsetzung der Reformation im Ostseeraum beigetragen, insbesondere im heimatlichen Pommern, wo er sich zwischendurch immer wieder aufhielt. Der letzte Abt von Neuenkamp wehrte sich vergeblich gegen die mit Bugenhagens Hilfe von Herzog Philipp I. (1515–1560) vorangetriebene Reformation. Der Gebäudekomplex der aufgehobenen Abtei wurde in herzoglichen Besitz überführt. Nach der Einrichtung einer Nebenresidenz des Landesfürsten dort erhielt der Ort seinen heutigen Namen Franzburg. Die Baulichkeiten des Klosters sind so gut wie vollständig

verschwunden. Zu sehen ist davon heute nur noch ein Teil der früheren Vierung der zwischen 1280 und 1330 errichteten Klosterkirche, die gewaltige Ausmaße gehabt hat. Der Rest der Vierung wurde später zur Kirche der anstelle des Klosters errichteten herzoglichen Residenz umgebaut.

Wer also eine mit den Zisterziensern in Beziehung stehende, gänzlich erhaltene Kirche sehen möchte, die beinahe so alt ist wie die einstige Klosterkirche, der begeben sich nach Flemendorf. Das Anhalten dort lohnt sich. Und wer von dort, nach Andacht und/oder Besichtigung dann wieder aufbricht, den begleitet der Hl. Christophorus, der alte Schutzpatron aller Reisenden. ■



Hl. Christophorus

## Anmerkungen zu »1000 Jahre Nachbarschaft«

Voluminöses Werk über »Österreicher«, »Tschechen«, »Sudetendeutsche« und über die Geschichte der Rothschilds

VON RÜDIGER GOLDMANN

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Wenzel-Jaksch-Forum« der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus fanden im vergangenen November die Buchvorstellung und der Vortrag von Prof. Dr. Arnold Suppan statt. Arnold Suppan, Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Wien, ist ein

gewichtiges Werk gelungen, das neue Einblicke in das spannungsreiche Leben dieser drei bedeutenden Völker Mitteleuropas ermöglicht. Bei über 800 Seiten Darstellung kann hier kaum eine Besprechung geliefert werden. Man muss es einfach lesen und die Ergebnisse intensiver Forschungen und ausgewogener Bewertungen zur Kenntnis nehmen.

Schon der Titel enthält eine erfreuliche Nebeneinanderstellung und die Gleichstellung der Sudetendeutschen mit den sie zahlenmäßig übertreffenden Tschechen und Österreichern, wobei diese heute eigene Staaten haben, während die Sudetendeutschen durch Vertreibung und Enteignung ihre mögliche politische Selbstbestimmung in ihrer angestammten Heimat verloren haben.

In Deutschland, Österreich und teilweise auch in der Tschechischen Republik haben sie sich bis heute mit Mühe einen eigenen bürgerschaftlichen Zusammenhalt bewahrt. Sie sind politisch, finanziell und kulturell auf die Hilfe der jeweiligen Regierungen angewiesen und können ihren Zusammenhalt nur durch ehrenamtliche Arbeit aufrechterhalten. Sie verfügen nicht über eine staatsfinanzierte Verwaltung wie die heutigen Österreicher und Tschechen, die ihr Land durch alle Kriege und Krisen geführt haben.

Der Autor hat in seiner Publikation auch eine bisher wohl unzureichend in den Blick genommene Geschichte einer für Österreich-Ungarn und Europa wichtigen Unternehmer- und Bankiersfamilie – die Rothschilds – berücksichtigt. Grundlage dafür sind verschiedene Artikel in dem Werk »Die Wiener Rothschilds«, das aus einer Ausstellung des Jüdischen Museums Wien hervorgegangen ist. Auf über 200 Seiten werden Aufstieg, Reichtum, Leistung und Macht der aus Frankfurt am Main stammenden deutsch-jüdischen Familie geschildert, die seit Beginn des 19. Jahrhunderts ihren Mittelpunkt im Österreich Metternichs hatte und sich später in mehrere



Bild: Wikipedia

Linien in Europa aufspaltete, die aber immer zusammenarbeiteten. In Österreich zählten sie zu den Eisenbahn pionieren und vermehrten ihren Besitz in vielfältiger Weise. Albert von Rothschild (1844–1911) war Mehrheitseigentümer der Bank Credit Anstalt, Eigentümer der Witkowitz Eisenwerke, hatte riesigen Grundbesitz etc. Er war der reichste Mann der k.u.k.-Monarchie und 1900 der reichste Mann Europas.

In den Palais und Schlössern sammelten die Rothschilds Bilder und Antiquitäten, betätigten sich aber auch als Gründer von Kliniken und durch Anlage von Parks und die Förderung sozialer und kultureller Zwecke. Albert von Rothschild begründete eine nach seiner Frau Bettina benannte Stiftung für die unentgeltliche Aufnahme und Pflege von kranken Frauen ohne Unterschied von Nationalität und Konfession. Die Machtübernahme durch den Österreicher Hitler im Jahre 1938 bedeutete Flucht, Inhaftierung und Enteignungen für die Familie. Louis von Rothschild wurde nach der Übergabe des Besitzes, nach Verhandlungen mit den NS-Behörden unter anderem der Dresdner Bank im Auftrag der Reichswerke Hermann Göring, der Zahlung einer Reichsfluchtsteuer im Mai 1939 aus der Haft entlassen und konnte sich in die USA retten. Er erkrankte 1955 vor Jamaika, mit ihm war die männliche Linie des Wiener Zweiges der Rothschilds ausgestorben!

Seit 1945 gab es schließlich zahlreiche Forderungen nach Rückerstattung des Besitzes, der Palais in Wien, der Kunstsammlungen etc. Clarice von Rothschild verkaufte ihr Erbe an die Wiener Arbeiterkammer. Für die Witkowitz Eisenwerke musste die Tschechoslowakei die Rothschilds 1953 mit einer Million Pfund entschädigen, da sich diese im englischen Rothschild-Eigentum befunden hatten. In Österreich wurden die letzten Waldbesitzungen von einer Rothschild-Erbin verkauft, auch die beiden Palais in Wien blieben nicht erhalten.

In dem Katalog beklagt man die »kontinuierliche Missachtung der Hinterlassenschaft der Familie Rothschild«, die so viel zum Aufstieg und zur Entwicklung Österreichs beigetragen hatte.

Arnold Suppan

## 1000 Jahre Nachbarschaft

»Österreicher«, »Tschechen« und »Sudetendeutsche«



Bild: Verlag

Was aus dem Rothschild-Besitz in Oberschlesien geworden ist, zum Beispiel dem Schlösschen Preußisch Oderberg/Chalupki direkt an der Oder und der heutigen Landesgrenze zwischen Polen und der Tschechischen Republik (Hultschiner Ländchen) gelegen, ist dem Verfasser leider nicht bekannt. Der Vortrag von Prof. Suppan hätte eine ausführliche Diskussion verdient. Die Zeit dafür war zu knapp bemessen. Der Historiker war dennoch bereit, das Gespräch mit vertriebenen »Altösterreichern/Sudetendeutschen« beim anschließenden Restaurantbesuch fortzusetzen. Die angesprochenen Themen waren für alle Teilnehmer des Abends von Bedeutung. ■



Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
Deutsch-osteuropäisches Forum  
Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf  
0211 16 99 111, sekretariat@g-h-h.de  
www.g-h-h.de, @gerharthauptmannhaus

#### ÖFFNUNGSZEITEN

**Verwaltung** Mo-Do 08.00 – 12.30 Uhr und 13.00 – 17.00 Uhr  
Fr 08.00 – 14.00 Uhr

**Bibliothek** Mo-Mi 10.00 – 12.30 Uhr und 13.30 – 17.00 Uhr  
Do 10.00 – 12.30 Uhr und 13.30 – 18.30 Uhr

**Ausstellungen** Mo+Mi 10.00 – 17.00 Uhr  
Di+Do 10.00 – 19.00 Uhr  
Fr 10.00 – 14.00 Uhr  
Sa auf Anfrage, So und Feiertag geschlossen

#### IMPRESSUM

WOJ 30. Jg. – 2/2024 ISSN 0947-5273

#### HERAUSGEBER

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
Deutsch-osteuropäisches Forum  
Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf  
Vorsitzender des Kuratoriums: Reinhard Grätz  
Vorsitzender des Vorstandes: Edgar L. Born  
Chefredakteur: Prof. Dr. Winfrid Halder  
Redaktion: Ilona Gonsior  
Layout: Thomas Bock, VG Bild Kunst  
Herstellung: Freiraumdruck

#### GEFÖRDERT DURCH

Ministerium für  
Kultur und Wissenschaft  
des Landes Nordrhein-Westfalen



#### RICHTIGSTELLUNG

Sehr geehrte Frau Olivier,  
liebe Leserinnen und Leser,

vielen Dank, dass Sie unsere letzte Ausgabe gelesen und uns auf einen Textfehler aufmerksam gemacht haben, den wir hiermit korrigieren möchten. Bei der redaktionellen Bearbeitung des Artikels über Arno Surmiskis Buch »Als

die Stadt brannte« auf S. 59 wurde versehentlich der Satz »Seiner Popularität tut das sowieso keine Abbruch.« eingefügt. Dieser sollte so nicht im Text stehen. Wir bitten Frau Olivier um Entschuldigung. In der Online-Ausgabe wurde der Fehler sofort nach Erscheinen korrigiert, was in der Druckausgabe leider nicht mehr möglich war. Wir danken Ihnen für Ihr Verständnis und Ihre Unterstützung und werden uns weiterhin bemühen, Ihnen korrekte und informative Inhalte zu bieten. Vielen Dank für Ihr Vertrauen in unsere Redaktion.



Titelbild: Spätmittelalterliche Wandmalerei in der Dorfkirche St. Marien in Flemendorf in Mecklenburg-Vorpommern  
Bild: Winfrid Halder

Sie möchten unser Journal kündigen, Ihre Anschrift hat sich geändert oder einer Ihrer Angehörigen, der Empfänger unseres Journals, ist verstorben? Dann rufen Sie uns bitte an oder schreiben uns eine E-Mail und teilen uns die Änderungen mit. Nur so können wir sicherstellen, dass Sie unser Journal erreicht.

Vielen Dank!

Kontakt: 0211 1699111,  
sekretariat@g-h-h.de

#### Newsletter abonnieren



Erhalten Sie unseren monatlichen Veranstaltungskalender – kostenlos und direkt in Ihr Postfach.

#### ABONNENTEN

Damit Sie auch weiterhin das aktuelle West-Ost-Journal zum Versandkostenpreis erhalten, bitten wir Sie, den Jahresbeitrag von 6,50 € zu überweisen. Die Kontoverbindung finden Sie unten auf der Karte.

Ich abonniere das »West-Ost-Journal« zum Preis von 6,50 € jährlich; Kündigungsfrist: 3 Monate vor Jahresende

Vorname Nachname

Straße, Nummer

PLZ, Wohnort

Ich überweise den Jahresbeitrag auf das Konto:  
Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
Stadtsparkasse Düsseldorf, Betreff: Abo-WOJ  
IBAN: DE 30300501100036005007  
BIC: DUSSEDDXXX

Datum und Unterschrift

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
Deutsch-osteuropäisches Forum  
Bismarckstr. 90  
40210 Düsseldorf

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus, Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf, Postvertriebsstück, Entgelt bezahlt